

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-340960](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-340960)

griff der Kirche 18 Gebäude herzurichten. Um das Ganze läuft zum Schutze eine starke Palisadenumzäunung.

Der Reisende, welcher die Ausführung und Haltung von fünfzig dem Zustande der Wildheit entrissenen Australier in der Kirche, Schule und bei der Arbeit beobachtete, wurde bei all' dieser mühevollen Armuth von Staunen ergriffen. Diese zu Christen gewordenen Wilden unterscheiden sich von ihren Brüdern in Europa nur durch die Hautfarbe. Nach einem ersten Besuch im Kloster schrieb ein protestantischer Prediger an seinen Bischof: „Was ich in der Benediktinermission Neu-Nursia gesehen, hat mich an die ersten Zeiten der Kirche erinnert.“ Miß Righthingal, durch ihre Hingebung während dem Krimkrieg so bekannt geworden, veröffentlichte zu London folgende Zeilen: „Die Nothwendigkeit, die Sitten der zivilisirten Länder stufenweise mittelst der Erziehung bei den wilden Stämmen einzuführen, scheint nirgends erkannt worden zu sein außer in der Benediktinerschule in Neu-Nursia.“ Daraus sieht man, daß die Arbeiten der Benediktiner unter den Wilden Australiens bereits die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Man darf sich daher nicht wundern, wenn sich die öffentliche Meinung mit den in Neu-Nursia erzielten Erfolgen lebhaft beschäftigt hat, wenn man mit Staunen sieht, wie diese getauften Australier geläufig lesen und schreiben, sogar einige arithmetische Regeln verstehen, ihre Kleider nähen, ihre Schuhe verfertigen, ihr Land anbauen und Ernten einsammeln. Aus dem Ertrag ihrer Arbeit konnten sie Zugthiere, Ochsen und Pferde, sowie auch Arbeitsgeräthe kaufen. Dieselben bekehrten Wilden kommen jede Woche, Samstag Abends und Sonntag Morgens in die Missionskirche, um da erst den Rosenkranz zu beten und dann die Litanei der heiligen Jungfrau mehrstimmig zu singen. Ihre Kinder singen in der Schule auch Hymnen, und versehen in Chorrock und Chorchemd an den Sonn- und Festtagen das Amt von Kirchendienern. Morgens und Abends verrichten alle diese Australier gewissenhaft ihre Gebete in der Kirche, sie beichten und kommuniciren nicht nur an den vorgeschriebenen Tagen, sondern auch noch nach freier Wahl an andern Festen. Sie verheiratheten sich nach dem Gebrauch der katholischen Kirche und bilden glückliche Haushaltungen. Die jungen Mädchen verstehen das Nähen und die andern weiblichen Arbeiten. Die Frauen bereiten das Mahl für die Familie und halten die schönste Reinlichkeit in den zwei Zimmern, aus denen jede Wohnung besteht. Nimmt sich eine fremde Person heraus, ihren Glauben oder ihre frommen Uebungen zu tadeln oder lächerlich zu machen, so vertheidigen diese neuen Christen kräftig die Wahrheit ihres Glaubens. Mit Verachtung weisen sie diejenigen zurück, welche sie zum Verlassen der Mission anreizen, und die schönsten Versprechungen verlocken sie durchaus nicht. Es ist ein schöner Anblick, wie diese ehemaligen Wilden mit den ersten Strahlen der Morgendämmerung hurtig auf die Felder gehen, die sie zu bebauen haben, wie sie sich mit freudigem Eifer an die Arbeit machen und so jedem unparteiischen Beobachter den Beweis leisten, daß sie wahrhaft gesittet sind.

So ließ denn auch die öffentliche Meinung, durch die unwiderstehliche Macht der Thatfachen überwunden, von ihrem Irrthum ab und gab den Mönchen Recht. Der Beweis dafür liegt in Folgendem.

Als der protestantische Bischof von Perth in öffentlichen Vorträgen seine Mitbürger und alle Kolonisten zur Gründung einer protestantischen Mission für die Wilden des

Bisthums zu bewegen suchte, so wollten ihm weder die Bewohner von Perth noch die Kolonisten Gehör schenken. Und da er den Versuch erneuerte, wurde ihm durch die Tagesblätter geantwortet:

„Es ist unsere tiefste Ueberzeugung, daß die Missionen für die Wilden, sowohl in West-Australien als anderorts, deswegen erfolglos gewesen sind, weil der Hauptzweck der Gründer der war, aus diesen Australiern feine und wohlunterrichtete Leute zu machen. Wir glauben, daß, wenn die Missionäre von Neu-Nursia einen weit bessern Erfolg gehabt, dieß einzig dem Umstand zuschreiben ist, weil sie, ohne die Entwicklung des Verstandes bei diesen Wilden zu vernachlässigen, doch vor Allem darauf bedacht gewesen sind, mit der physischen auch die religiöse Erziehung zu vereinigen, um auf diese Weise aus dem Australier einen arbeitssamen und für die Gesellschaft nützlichen Menschen zu machen.“

Völlig befriedigt von den Arbeiten der Benediktiner-Missionäre, hatte Se. Heiligkeit Papst Pius IX., welcher sie zur Fortsetzung ihrer Liebeswerke ermuntern wollte, die Missionäre und das Kloster von Neu-Nursia durch eine Bulle vom 12. März 1867 zu einer apostolischen Präfektur und unabhängigen Abtei erhoben, und den hochw. Herrn Rudisind Salvado, Bischof von Porte-Viktoria und bereits schon Obern der Mission, zum ersten Abt und apostolischen Vikar ernannt.

## Altes Lied

zum Lesen, Singen, Bedenken und Anwenden.



esiehl dich Gott,  
Hab' Geduld in Noth,  
Gedenk' an den Tod,  
Gib Armen Brod,  
Schweig', trag' und leid',  
Untugend meid',  
Hab' Acht der Zeit,  
Auf dich selbst schau',  
Mit Allem trau',  
Auf Freund nit bau',  
Sei nit zu g'nau,  
Pfleg' deiner G'sund,  
Regier' dein' Mund,  
Treib nit bö's Fünd,  
Hüt' dich für Sünd,  
Die Alten ehr',  
Die Jungen lehr',  
Dein Haus ernähr',  
Des Zorns dich mehr',  
Halte dich rein,  
Sei gern allein —  
Treulich ich's mein'.

### Neuer Zusatz:

Oft nützt ein alter Spruch  
Durch kräftigen Gehalt,  
Oft mehr als selbst ein Buch  
Wohl ist er einfach alt,  
Doch ist ihn nur getreu,  
So wird er wieder neu.

## Der Savoyardenknabe und der liebe Herrgott.

Eines Tages machte ich nach meiner Gewohnheit eine kleine Fußreise und begegnete dabei einem hübschen Savoyardenknaben von acht oder neun Jahren. Sein kurzer und gedrungener Wuchs, seine dunkle Hautfarbe, die blühenden Wangen, die schwarzen funkelnden Augen, der Stock in seiner Hand und das kleine Kästchen, welches er an einer Schnur auf dem Rücken trug, ließen mich keinen Augenblick in Zweifel über Land und Stand des Jungen. Er befand sich auf der untersten Stufe der Bildung und Industrie der Savoyarden: er zeigte ein Murmelthier.

Als er mich bemerkte, beschleunigte er schon von weitem seine Schritte und fing zu singen an: „Hier ist Hannchen, ein lebendiges Murmelthier! Wollen Sie mein Murmelthier sehen? Es ist hübscher als Alles in der Welt und klettert an meinem Stock wie eine Kage. Wollen Sie es sehen, mein lieber Herr, das wird Sie königlich unterhalten!“ Ich hatte wenig Verlangen nach dieser königlichen Unterhaltung; aber der arme Knabe sah so glücklich aus, indem er sein Murmelthier aus dem Kasten zog, er betrachtete es mit solcher Zärtlichkeit, mit solchem Stolz, daß ich ihn nicht kränken wollte. Er setzte es auf die Erde und bedeckte es mit den Händen, um es zu erwärmen; das arme Thierchen war ganz schlaftrunken und schickte sich nur mit vieler Mühe an, mich königlich zu unterhalten. Der kleine Jakob wurde darüber untröstlich; er streichelte das arme Thierchen, zwickte es, zankte mit ihm, munterte es auf, der Reihe nach. „Nun, mein kleines Hannchen, — ich nenne es so, lieber Herr, weil ich mich dabei an meine kleine Schwester erinnere, die auch so heißt, — nun mein kleines Hannchen, steh' doch auf und zeig' dem lieben Herrn, was du kannst. Ach! Sie sollten es sehen, wenn es gut gespeist hat. Das arme Thierchen hat heute noch nichts zu essen bekommen, weil ich auch nichts hatte. Aber das macht mir nicht viel Sorge; wir werden schon noch zu etwas kommen und ich glaube wohl, Sie werden mir helfen lieber Herr.“

„Gewiß werde ich das, mein kleiner Freund, aber vor Allem werde ich dir helfen, dein Hannchen wieder in den Kasten zu bringen; es ist heute nicht aufgelegt zum Tanzen, laß' es schlafen und kaufe Brod für Euch Beide“, und dabei gab ich dem kleinen Jakob einige Sous. Er betrachtete sie eine Weile in der hohlen Hand, dann machte er vor Freude einen Sprung um seinen Stock.

„Ach welches Glück!“ rief er, in die Hände klatschend. „Mein Vater hatte Recht, als er mir sagte: „Der liebe Gott wird Dir helfen“. . . . Ich wußte wohl, daß ich ihm begegnen würde.“

„Lebt Dein Vater noch?“

„Mein Gott, ich will hoffen, daß er nicht todt ist, noch Mutter, noch Großmutter, noch Tante Jakobine, noch Onkel Peter, noch Anton, noch Georg, noch André, noch Bruder Peter, noch Louise, noch Hannchen. Sie waren alle wohl, als ich sie verließ. Aber ei! es ist nun bereits zwei Jahre, daß ich in der Welt herumlaufe.“

„Und wie alt bist Du, mein Kind?“

„Zur Pflaumenzzeit werd' ich wohl zehn Jahre alt. Ich kann nicht gar gut rechnen; aber ich war noch ganz klein, als vor zwei Jahren mein Vater eines Tages zu mir sagte: Höre, Jakob, Du bist jetzt groß und stark und mußt Dir selbst dein Brod verdienen; ich kann Dir keines mehr geben. Da ist noch ein Stück und dann ist's aus. Aber da hast du ein schönes Murmelthier, welches ich oben im Gebirge fing; das wird Dir Brod verschaffen;

geh' und laß' es für Geld sehen und sei klug, mein Kind, der liebe Gott wird Dir helfen!“

„Und Du bist fortgegangen?“

„Ich mußte wohl, da man zu Hause kein Brod mehr für mich hatte. Meine Mutter und Großmutter weinten zwar und ich auch, aber mein Murmelthier tröstete mich ein wenig. Mit einem großen Stück Brod gingen wir zusammen fort und waren nicht gar zu unglücklich. Aber als ich eine starke Tagereise gemacht hatte, fing es heftig zu schneien an. Der Schnee bedeckte Alles ringsum und ich sah den Weg nicht mehr. Und was hätte es auch genützt, ihn zu sehen, da ich nicht mehr vorwärts konnte, weil meine Holzschuhe im Schnee steden blieben? Was war zu thun? Ich setzte mich ebenfalls hinein; es war nicht sehr kalt und Hannchen war auch zufrieden. Aber ich hatte kein Brod mehr und großen Hunger, o, so großen Hunger! Da dachte ich, daß ich wohl sterben müsse und das machte mich sehr traurig. Ich nahm Hannchen aus seinem Käfig, damit es sich retten könne, wenn ich todt wäre, denn diese kleinen Thiere verstehen im Schnee zu leben, selbst ohne Nahrung, aber ich kann es nicht. . . . Doch verberg ich es unter meiner Weste, damit es mir nicht davonlaufen könne, bevor ich todt wäre.“

„Armes Kind! Und wie hast Du Dir aus dieser Noth geholfen?“

„O, sehr leicht! Ich erinnerte mich zum Glück, daß mein Vater mir gesagt hatte: Der liebe Gott wird Dir beistehen. — Ich kannte den lieben Gott nicht, hatte ihn noch nie gesehen, aber ich fing aus Verbeskräften an, ihn zu rufen. Und im nächsten Augenblicke bemerkte ich ihn in einem Gehölze neben der StraÙe. Da die Bäume dicht standen, war dort nicht so viel Schnee gefallen, als an dem Orte, wo ich saß. Der liebe Gott konnte also zu mir kommen, ich grüßte ihn und erzählte ihm Alles. Er nahm mich bei der Hand und half mir beim Gehen, denn ich war ganz erstarrt. Er führte mich in seine Wohnung und ließ mir ein großes Feuer im Ofen und dann eine gute Suppe machen: O, wie gut man es doch beim lieben Gott hat! Ich weinte vor Freude und er auch. . . . Am andern Morgen war es schön. Ich dankte dem lieben Gott für Alles, er schenkte mir noch ein paar Sous und ich machte mich mit Hannchen wieder auf den Weg.“

„Und seitdem hast Du nie mehr Hunger gelitten?“

„Nicht viel. — Wenn ich ein Stück Brod, frisches Wasser und Abends ein wenig Stroh zum Schlafen habe, bin ich sehr zufrieden und singe den ganzen Tag und dann — hier und dort begegne ich dem lieben Gott. Vor zwei Tagen sah ich ihn, in weißem Barte, da unten in dem kleinen Häuschen, er schenkte mir diese Weste, denn ich war fast nackt. — Und Sie? Sie sind gewiß auch der liebe Gott. Oh! sobald ich ihm begegne, bin ich sicher, daß ich keinen Mangel leide.“

Der Junge hatte mich durch seine Erzählung gerührt und stand sich gut dabei. Sein einziger Kummer war, daß ich sein Hannchen nicht tanzen sehen konnte. Er verließ mich überglücklich und sang: indem er fortging, beständig: Wollen Sie mein Murmelthier sehen, ein lebendiges Murmelthier u. s. w.“

Der arme, kleine Jakob! Er war so genügsam und sah in jedem guten, mitleidigen Menschen den lieben Gott! — Möchte er auf seiner Wanderschaft recht oft der himmlischen Liebe in Menschengestalt begegnen! —

## Wie sich der deutsche Kaiser Otto der Große zur Schlacht rüstet.

Eine der wichtigsten und für Deutschland entscheidendsten Schlachten, von denen die Geschichte erzählt, war die gegen die Hunnen oder die Ungarn auf dem Lechfelde vor Augsburg, den 9. und 10. August des Jahres 955. Zum Siege verhalf damals nicht nur den Deutschen ihr hoher Muth, Kraft und Tapferkeit, sondern auch der begeisterte religiöse Glauben und das feste Gottvertrauen. Und dieses lebte wie im gemeinen Krieger, so auch in den tapfern Anführern, vor Allem im großen Kaiser selbst, der damals

an des Heeres Spitze stand. Die Hauptschlacht wurde an St. Laurentztag, den 10. August, geschlagen. Als der Kaiser in dämmernder Frühe die furchtbaren Massen der Feinde erblickte, ergriff ihn zuerst Wanken. „Dieses Heer zu besiegen (so sprach er, wie die Lebensbeschreibung des hl. Ulrich erzählt,) reicht bloß die menschliche Kraft nicht aus, da muß Gott selbst streitend gegen dasselbe sich wenden.“ Und in kindlichem Vertrauen, wie er es jederzeit zur schönsten Zierde seines Lebens genährt, wandte er sich hilfesuchend zum Gott der Heerschaaren. Vor Allem söhnte er sich durch aufrichtiges, unter Thränen abgelegtes Sündenbekenntniß mit dem Heilande aus. Knieend that er sodann das Gelübde, zu Ehren des hl. Feuerbezwingers, als Patrons dieses Tages, wenn Christus auf seine Fürbitte Sieg gewähre, ein Bisthum in der Stadt Merseburg zu gründen und seinen großen, erst jüngst begonnenen Palast zum Dome ausbauen zu lassen. Hierauf wohnte er der hl. Messe bei und empfing darauf die hl. Kommunion aus der Hand des ihm befreundeten Bischofs von Augsburg, des großen hl. Ulrich, der durch Rath und That, durch Ansehen und Gebet in jenen Tagen ebenfalls Vieles zum Siege der guten Sache beitrug.

Es mußte für das Heer der Deutschen ein erhebender Anblick sein, zu sehen, wie ihr großer König sich vor seinem Heiland zur Erde warf, wie er des Bischofs Stole ergriff, und mit der Andacht und Sehnsucht eines Ster-

benden als Wegzehrung das hl. Brod ewigen Lebens empfing, wie neben ihm auf der einen Seite der Diakon das Siegeszeichen des Kreuzes, auf der andern ein Herzog die Fahne St. Michaels, des himmlischen Beschützers der Christenheit emporhielt, während näher stehende rauhe Krieger ehrfurchtsvoll Schwert und Lanze zur Erde senkten.

Durch solchen öffentlichen Akt bezeugte der größte Herrscher seiner Zeit den lebendigen Glauben, der zum Siege hilft, während jetzt so mancher bartlose Jant zu feig oder zu stolz ist, neben dem gemeinen Mann auf der Kommunionbank zu knien, oder auch nur ein Kreuzzeichen zu schlagen.



Wehre ermangeln und, was für uns der größte Trost ist, die Hilfe Gottes. Ihnen dient zum Schirm lediglich die Kühnheit, uns die Hoffnung auf göttlichen Schutz. Schimpflich wäre es für uns, den Herren fast ganz Europa's, jetzt den Feinden uns zu unterwerfen und lieber wollen wir im Kampfe, wenn unser Ende bevorsteht, ruhmvoll sterben, meine Krieger, als den Feinden unterthan in Knechtschaft leben, oder gar wie böse Thiere durch den Strick enden. Ich würde mehr sagen, meine Krieger, wenn ich wüßte, daß durch meine Worte die Tapferkeit oder Kühnheit in euern Gemüthern erhöht würde; jetzt laßt uns lieber mit den Schwertern als mit Worten die Verhandlung beginnen.“ Hierauf ergriff Otto den Schild und die hl. Lanze,

Nach diesem hl. Akte richtete König Otto noch einmal ermutigende, siegverheißende Worte an sein Heer. Der sächsische Geschichtsschreiber theilt uns diese Rede mit, sie lautet: „Daß wir in dieser großen Bedrängniß Muth beweisen müssen, das seht ihr selbst, meine Mannen, die ihr den Feind nicht in der Ferne, sondern in der Nähe aufgestellt erblickt. Bis hieher hab ich mit euern rüstigen Armen und stets siegreichen Waffen rühmlich gekämpft und außerhalb meines Reiches und Bodens überall gesiegt, und sollte nun in meinem eigenen Lande und Reiche den Rücken zeigen? An Menge, ich weiß es, übertreffen sie uns, aber nicht an Tapferkeit, nicht an Rüstung, denn es ist ja hinlänglich bekannt, daß sie zum größten Theile jeder

das hochverehrte Heiligthum, das Reliquien der Nägel vom Kreuze des Herrn enthielt, und so gerüstet an Leib und Seele, zog das Heer in Gottes Namen dem Feinde zur Schlacht entgegen.

Der an jenem Tag erfochtene große Sieg hat ein für allemal den von Osten her eindringenden Barbaren einen unübersteiglichen Wall entgegengebaut und so nicht nur für Deutschland, sondern für das ganze Abendland, die Güter der Religion und echter, geistiger Bildung gesichert.

## Des Teufels Ruhefakt.

(Von Hans Sachs.)

Der Teufel kam einst auf die Erde, um sich eine Ruhefakt auszufuchen, wo es stets gottlos zuginge, und wo er mit Freuden wohnen könne, ungestört von den Frommen, so ihm gar sehr zuwider sind. Zuerst kam er an das Hoflager eines Großen, wo man spielte, soff und der unrechtmäßigen Liebe pflog. Mit ausnehmender Pracht wurden Turniere gegeben, gejagt, getanzt, banketirt, und ohne Erbarmen drückte man die Armen, damit die gierigen Schranzen wieder Geld zum Schlemmen erhielten. Die Amtsleute waren Heuchler und Betrüger, die Eblen übten das Faustrecht auf eine gar grausame Weise, und der gnädige Herr sah zu Allem durch die Finger. Hier dachte der Teufel, will ich bleiben und an solcher Weise Theil nehmen, Schalkheit und Sünde mitreiben und mich an diesem Leben ergötzen. Da sah er etliche fromme Rätke, welche in's Geheim ein großes Mißfallen an dem gottlosen Wesen hatten, und ihrem Gebieter Alles anzeigten, auch so lange in ihn drangen, diesem Uebel ein Ende zu machen, bis er die Gottlosen aus seinem Palaste zu jagen beschloß. Mit ihnen zog auch der Teufel von dannen, den es gar sehr verdroß, daß auf diese Weise die Frommen und Gerechten den Sieg davon trugen. Nun kam er in eine Stadt zu den Bürgern, bei denen er Betrug und Schinderei in großer Menge antraf. Die Kaufleute setzten ihre Kunden mit falscher Waare und kurzer Elle an, und die Gewerksleute übervortheilten die ihrigen mit loser und liederlicher Arbeit, und Herr und Frau, Knecht und Magd verhetzten einander auf die schlimmste Weise. Das gefiel dem Teufel wohl; doch war ihm noch ein Ding im Wege: daß unter den Bürgern noch viel redliche und von allen diesen Lastern frei waren, die sich ehrlich nährten. Das ärgerte den Teufel, so daß er nicht unter ihnen bleiben mochte und sich in einen Gerichtshof begab. Da fand er Arglist und Meineid, Lug und Trug und sah, wie das Recht hingehalten, gedreht und gebogen wurde mit unzähligen Listen und Ränken; sah wie Wittwen und Waisen unterdrückt wurden, und die Geldhansen mit Unrecht obsetzten. Das gefiel dem Teufel sehr wohl und er gedachte nicht weiter zu ziehen und seine Zeit mit den Juristen zuzubringen, weil es unter ihnen ganz nach seinem Sinne zuginge; doch fand er wieder Einige, die der Gerechtigkeit in Wahrheit beistunden und ohne Arglist waren. Darob war er verdrüsslich, daß er auch unter den Richtern nicht länger bleiben mochte und durch alle Stände, hohe und niedere, wanderte, nirgends lange verblieb, weil er überall Gute unter den Bösen fand. Obgleich die Zahl der Gerechten nirgends groß war, so blieben sie ihm doch ein Dorn im Auge, und er war schon entschlossen, wieder in die Hölle zu fahren, weil er auf der Erde keinen Platz fand, als er von ungefähr an einem Orte vorüberkam, wo eben getanzt wurde. Da sah er ein gewaltiges Spektakel, wie sie allerhand Bocksprünge

machten und einander umfingen, und stellte sich aus Neugier in die Nähe, um dem Tanz ein wenig zuzusehen. Und er sah gar nichts von christlicher Art, sondern Prunk, Hofart und Eitelkeit in Kleidung und Leibeszier; unkeusche Begierden zeigten sich aller Orten und leichtfertige Geberden, wie auf Kuppel und Winkelheirathen, aus denen viel Uebel kommt. Dem Teufel gefiel das und mit großen Freuden sah er, wie sie in der Trunkenheit vom Leder zogen und einander Wunden schlugen, und solches war ein wahres Kirchweihfest für seine Bosheit. Dann sah er sich nach Außen um, wo eine Reihe von Alten und Jungen, Männern und Weibern müßig stand und den Tanzenden auf's bitterste nachredete und einem Jedem einen Schandlappen anhing und bösen Leumund machte. Kurz, er sah auch nicht eine einzige Person, die einen guten Gedanken hatte, und der Teufel dachte, an dieser Stelle will ich bleiben, weil mir hier Keiner im Weg steht, der noch fromm und gottesfürchtig wäre. Und also setzte er sich in Mitten der Tanzenden nieder und freute sich, daß er endlich eine Ruhefakt auf Erden gefunden, wo er nichts Gutes hörte noch sah.

## Vögelein im Winter.



er hat nicht schon gedacht,  
Was wohl zur Winterzeit,  
Wenn's brau't und sau't u. schneit,  
Ein armes Vögelein macht?  
Das Brod ist ausgegangen  
Und ist in Wald und Flur  
Von Wachstum keine Spur,  
Voll Schnee die Bäume hangen.

Wohl machen's Manche klug,  
Die Schwalbe wandert aus,  
Sucht sich ein wärmres Haus  
Und findet Brod genug.  
Doch die von uns nicht scheiden,  
Spaz, Fink, Zaunköniglein,  
Wo kehren diese ein?  
Wer wird sie nähren, kleiden?

Das sagt uns kein Gedicht,  
Doch gibt darüber klar  
Und rührend wunderbar  
Der Heiland uns Bericht:  
Seht dort der Vögel Schaaren,  
Sie säen, erndten nicht,  
Sammeln in Scheunen nicht,  
Wer wird sie denn bewahren?

Der sorgt für alle gleich,  
Der gern sich Vater nennt,  
All' un're Armuth kennt,  
An Lieb' unendlich reich.  
Wozu denn Sorg' und Thräne?  
Dem kleinsten Vögelein  
Will er ein Vater sein,  
Bist du nicht mehr als jene?

## Der Traum einer Mutter.

Andreas Corsini, ein Sohn des Nikolaus Corsini und dessen Gattin Peregrina, war zu Florenz im Jahre 1302 geboren. Obgleich er im Elternhause stets Gutes gehört und gesehen, so schied er doch frühzeitig von der Bahn des Guten und überließ sich, dem Beispiele wüster Genossen folgend, vielen Ausschweifungen. Statt Freuden bereitete er seinen Eltern nur Kummer und Schmerzen. Es herrschte nur Trauer in ihrem Palaste, nur noch die Stille des Grabes, nur von Schluchzen und Seufzen der schwer betrübten Mutter unterbrochen.

Mit wahrhaft christlicher Sanftmuth suchte Peregrina ihren Sohn auf den Weg des Heiles zurück zu führen, doch jedes Wort, jede Bitte floh wie Windeswehen, ohne eine Spur zurücklassend, unwirksam an seinem Herzen vorüber.

Peregrina, überwältigt von ihrem Weh, legte nun alle Pracht der Kleidung, wie sie ihrem vornehmen Stande gebührte, ab und hüllte sich in Trauerkleider. Stunden lang kniete sie vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter Gottes in der Karmeliterkirche und flehte um ihre Fürbitte bei Gott für die Befehrung ihres armen, unglücklichen Sohnes Andreas. Die Stätte, wo sie in Andacht versunken zu weinen pflegte, zeigte sich jedesmal von unzähligen Thränen benetzt.

Eines Tages begegnete Andreas zufällig seiner Mutter in den Trauerkleidern, als sie eben durch das Portal der Karmeliterkirche schritt. Er sah ihre rothgeweinten Augen, bemerkte ihre blassen Wangen und ihr sichtbares Gebeugtsein.

Stumm gab er ihr das Geleite. Ihr Anblick hatte ihn betroffen gemacht. Ihr Schweigen auf dem Heimwege drückte ihn noch mehr.

In der Behausung angelangt, sagte er endlich: „Aber liebe Mutter, du trauerst ja. Es muß Jemand in unserer Familie gestorben sein, weil ich dich in diesem dunklen Anzuge erblicke. Warum hast du mir diesen Sterbefall nicht angezeigt? Auch ich hätte dann, wie es sich ziemt, Trauerkleider angelegt.“

„Ja, mein Sohn, es ist Jemand in unserer Familie gestorben, aber nicht den Tod des Leibes, sondern den Tod der Seele. Und dieser Gestorbene bist — du. Denn durch dein lasterhaftes Leben, das du seither führst, bist du todt für Gott und die Seligkeit. Und um diesen deinen entsetzlichen Tod traure und weine ich Tag und Nacht, aber ich bete auch Tag und Nacht, daß Gottes Huld und Gnade dich erwecken und erleuchten möge, daß du vor meiner Sterbestunde noch auferstehen mögest zum Leben in Christo und dann ich und dein ehrwürdiger Vater in Frieden in die Ewigkeit hinübergehen können! Ach, du bist wohl der Wolf, den ich ehedessen im Traume gesehen habe.“

Durch diese Worte fühlte sich Andreas tief erschüttert. Er wurde unruhig, griff nach der Hand seiner Mutter und bat sie, ihm diesen Traum zu erzählen.

Peregrina sagte ernst, doch liebsten Tones:

„Am Tage vor deiner Geburt, mein Sohn Andreas, hatte ich einen seltenen, fürchterlichen, nachher aber in einer gar wunderbaren Tröstung sich ändernden Traum. Mir war, als hätte ich einen Wolf geboren. Entsetzt und halb ohnmächtig fiel ich zu Boden, flehte zu Gott um Erbarmen in dieser gräßlichen Noth, und siehe, Gott erhörte mein Gebet, denn der elke Wolf verwandelte sich in ein anmuthiges Lamm, das da in die Kirche lief und — ich erwachte. O mein Sohn! der erste Theil meines Trau-

mes, der so fürchterliche, ist leider bereits erfüllt. Durch dein sündhaftes Leben bist du seither der entsetzliche Wolf gewesen. Wann, ach wann wird sich der zweite Theil meines Traumes, der so tröstliche, erfüllen, daß du ein Lamm in der Kirche Gottes werdest? Wann, ach wann schlägt diese glückselige Stunde? Ach, sie schlägt vielleicht — nie. O ich ärmste Mutter, hätte ich doch nimmer geboren!“

Andreas, den in diesen rührenden Worten die Gnade Gottes sichtbar und mächtig ergriff, sank weinend zu seiner Mutter Füßen nieder, bat sie reumüthig und demüthig um Verzeihung und rief aus der Tiefe seines Herzens das feierliche Gelübde ihr entgegen: „O meine gute Mutter, vergib mir! Ja, ich will von nun an ein Lamm in der Kirche Gottes werden und es auch bleiben bis an mein Lebensende. Dazu verhelfe mir die Fürbitte der heiligen



schmerzhaften Mutter Gottes und die Barmherzigkeit ihres gebenedeiten Sohnes, meines gekreuzigten Heilandes.“

Am andern Tage ging Andreas mit seiner Mutter in die Karmeliterkirche, legte dort einem greisen Priester seine Beicht ab und Mutter und Sohn empfingen beim Altare der schmerzhaften Mutter Gottes die heilige Communion.

Noch lange kniete dort der Jüngling, sein seitheriges, leichtsinniges Leben mit heißen Bußthränen beweinend. Er opferte sich nun Gott unter dem Schutze der gnadenvollen Jungfrau gänzlich auf, und anstatt in die Welt zurück zu kehren, nahm er das Ordenskleid.

In der Abgeschlossenheit des Klosters bändigte er mit wunderbar heldenmüthiger Kraft alle Verführungen des bösen Feindes, er kreuzigte sein Fleisch und dessen Begierden durch schmerzliche Geißelung, Fasten, Stillschweigen, Gebet und Betrachtung unter dem Kreuze seines Erlösers und namentlich durch Uebung solcher Tugenden, die von seinem frühern Lasterleben das Gegentheil bildeten.

Nach abgelegtem Profese oder Ordensseid und Gelübden wurde er Priester, studirte noch drei Jahre in Paris, kehrte dann in sein Kloster zu Florenz zurück, wo man ihn wegen seiner ausgezeichneten Wissenschaft und Frömmigkeit zum Prior vorsetzte.

Durch sein frommes Beispiel und seine salbungreichen Predigten, die Tausende und Tausende verstockter Sünder zur Buße riefen, nannte man ihn geradezu den Apostel

des Landes und wählte ihn später, als der Bischof zu Fiesoli erliebigt war, einstimmig zum Bischof.

Als Bischof vermehrte er seine Wachsamkeit und sein Gebet und übte die christlichen Tugenden um so angestrigelter, als er ein sah, wie heilig er in einer so hohen Stellung leben müsse. Sein Lager waren Reiser von Weinreben, seine Nahrung war strenges Fasten und Darben, seine Erholung Armenpflege. Um seinem Heilande so viel als möglich in Allem ähnlich zu werden, pflegte er an jedem Donnerstage den Armen die Füße zu waschen und sich auf diese Art zu verdemüthigen. Einmal wollte ein Armer die Füße nicht darreichen, weil sie voll Geschwüre waren. Der Bischof wusch sie dennoch und der Kranke war davon befreit; denn Gott hatte dem großen Büsser auch die Gabe der Wunder verliehen, und nach allen Richtungen hin gleich sein Leben einem frischen Baume, der die besten Früchte trug.

In der Christnacht 1372 überfiel ihn während der heiligen Messe eine große Schwäche, die in ein qualvolles Fieber überging. Er bereitete sich durch Empfang der heiligen Wegzehrung auf die Ankunft des Herrn vor und starb am 6. Januar 1373, nachdem er auf dem Krankenlager noch oft ausgerufen hatte: „O meine gute Mutter im Himmel, wäre ich doch ein Lamm geworden! Ach, mein süßer Jesus, wäre ich doch ein Lamm in deiner heiligen Kirche geworden!“

Er starb in einem Alter von siebenzig Jahren gottselig im Herrn.

Papst Urban VIII. versetzte ihn 57 Jahre später im Jahre 1629 in die Zahl der Heiligen.

Siehe da, mein lieber Leser, einen zweiten Augustin, der durch das Gebet und die Thränen seiner lieben Mutter von Irwegen der Sünde auf den Pfad der Tugend und Heiligkeit geleitet wurde.

O möchten alle Mütter so zärtlich für das Seelenheil ihrer Kinder sorgen, wie gut wäre es! Sie sorgen zwar, aber statt dem Kleide der Unschuld geben sie ihnen das Kleid der Eitelkeit, statt sie für Gott fromm und christlich zu erziehen, erziehen sie dieselben für die Eitelkeit.

Mit Recht konnte ein weiser Mann rufen: Gebt mir gute Mütter und ich bekehre die Welt. — Mütter, das beherziget! — Gebet, so viel hängt von der Erziehung ab, die ihr euren Kindern gebet.

## Der hochwürdige Herr Kaspar Willi,

Bischof von Antipatris, Weihbischof von Chur.

Das hätte der Kalendermacher vor Jahren nicht gedacht, daß er das Bild dieses ihm wohlbekannten Mannes so bald im Kalender sehen und dasselbe mit etwelchem Zustupf von Text ausstaffiren sollte. Es geht eben wunderlich in der Welt, nicht immer wird das Verdienst nach Verdienen gewürdigt, und wenn es heißt: dem Verdienste seine Kronen! so sehen Viele in Gedanken hinzu: Sollen ihm geraubt werden. Nicht jedes Licht wird auf den Leuchter gestellt, eher suchen es ausgeblasene Vuben auszulöschen oder unter den Scheffel ihrer Schaksstöcke zu stellen.

Mit solchen allgemein bekannten Dingen ist aber mir und den Lesern nicht geholfen; denn wenn auch viele der Lesern den hier abgebildeten Mann schon kennen und lieben, so sind doch wahrscheinlich derselben noch weit mehr, die ihn nicht kennen, und dennoch verdient er, auch von ihnen gekannt und geliebt zu werden. Also zur Sache:

Kaspar Willi ist im Jahre 1823 im Dorfe Ems, St. Graubünden, wenige Stunden hinter Chur, geboren und erhielt in der hl. Taufe den Namen Valthasar. Er hatte das Glück, sehr brave Eltern zu haben, besonders war sein Vater ein nicht nur sehr frommer, sondern auch origineller und immer heiterer Mann, der sich in allem Kreuz und Ungemach mit dem Bibelspruch: In patientia vestra etc. — durch Geduld merdet ihr eure Seelen behalten — tröstete. Wollte und könnte ich eine große Lebensbeschreibung verfassen, so wäre hier schon der Ort viel Merkwürdiges und Lehrreiches einzuschalten über die Geschichte von Ems und die Wichtigkeit der Taufe, der Taufnamen und besonders der Taufbücher, ferner über das Verhältniß der Zahl menschlicher Geburten und die rechte Pflege der Kinder in den ersten Lebensstagen, wie auch über die Grundsätze einer wahrhaft christlichen Erziehung und was für Bücher bereits hierüber geschrieben wurden, — was dann wieder zu einer Betrachtung über das Bücherschreiben überhaupt veranlassen und zugleich den Faden bieten würde, auf das Kalenderschreiben zurück zu kommen. Dadurch fände der Kalenderschreiber die Bestimmung wieder und überlegte bei sich, daß er eben kein Buch schreibe, sondern einen Kalender, und zwar nur einen Artikel für denselben.

Auf Ems muß ich aber noch einmal zurückkommen. Das Dorf liegt in dem von himmelhohen Bergen und höllentiefen Thälern durchschnittenen Graubündnerlande gerade so recht beim Eingange in die drei Haupttheile des Berglants nach Ost, Süd und Südwest, während es gegen Norden offenes Land und ziemlich nahe vor sich die Hauptstadt Chur hat. Das ganze Land aber liegt an der Grenzscheide der 2 Hauptstämme der Bewohner des westlichen Europa's, der welschen und der deutschen, und auch in der zweifachen Sprache, der romanischen und deutschen, in welche sich das Land theilt, äußert sich dieser Unterschied. Es gibt auch da Grenzen und Grenzscheiden, wie z. B. gerade in Ems, wo sich Deutsches und Romanisches mischen und wo die Einen Truffels und die Andern Erdäpfels fagen. Wer also in Ems geboren ist, nimmt schon durch die Geburt Theil an den Eigentümlichkeiten und der Sprache aller Landestheile, und dadurch ist ihm schon frühe eine gewisse vermittelnde, versöhnende Aufgabe angewiesen.

Der Leser wird bald sehen, warum ich so kuriose Dinge vorausschickte. Der junge Willi lernte also schon frühe nicht nur die beiden Sprachen und viel anderes Nützliches, sondern auch Rechtshun und Bravsein nach Art frischer, lebenskräftiger Knaben, die zugleich ein helles Auge für das Leben offen behalten. Da in Ems keine Universität, nicht einmal ein Gymnasium gestiftet ist und Valthasar gute Talente zeigte, so mußte er solche Schulen anderwärts suchen, und er fand sie in Schwyz und Freiburg zu Ende der Dreißiger-Jahre, als dort noch die Jesuiten lehrten, die nachher so schmählich und ungerecht aus der Schweiz gejagt wurden.

Hier lernte Willi nebst vielem Andern auch Französisch und etwas Italienisch, was beides ihm später großen Vortheil bringen sollte. Auch jene stürmische Zeit, wo alle Grundwellen der Leidenschaft aus dem tiefsten Seelen Grunde aufgewühlt waren, verfehlte gewiß nicht, echte Kenntniß der Menschen und des Lebens zur Schul- und Bücherkenntniß unseres Studiosus zu legen.

In Einsiedeln trat aber der Studiosus trotz der gewaltigen und widerrechtlichen Klosteraufhebung, die zu Anfang der Bierzigerjahre im Aargau vor sich ging, in's

Noviziat und legte im Freischaaen-Frühjahr, Mai 1845, die Ordensgelübde ab, wobei er den Namen eines Andern der hl. 3 Könige, den Namen Kaspar, zu Ehren des damaligen Bischofs Kaspar von Chur, erhielt. Der im Jahre darauf zum Haupte des Stifts Einsiedeln erwählte, noch jetzt regierende Abt Heinrich erweiterte nach dem Jahre 1847, welches die so blühende Jesuitenschule in Freiburg und noch vieles Andere im Gebiete von Erziehung und Schule zerstört hatte, seine Klosterschule in größerem Maßstabe, und der jugendkräftige, allgemein beliebte und charakterfeste P. Kaspar wurde bald, zuerst als Professor des Gymnasiums, dann als Präsekt des Internats berufen. Es waren wenige Jahre, in denen er diese Aemter verwaltete; aber schöne Jahre frischen, hoffnungsreichen Aufstiehs, welches zum großen Theile dem Wirken dieses Erziehers und Lehrers zu verdanken war.

Der Kreis dieses Wirkens erweiterte sich bedeutend, da P. Willi im Herbst 1853 die Verwaltung der so großen und beschwerlichen Pfarrei Einsiedeln übernahm. Hier erst entwickelte sich all' das Gute, Kräftig-milde und Seltene, was in dem Manne lag, der ein Seelsorger im schönsten Sinne des Wortes war. Durch aufrichtiges, herzgewinnendes Wohlwollen, ruhigstes, oft phlegmatisch oder sorglos scheinendes, immer aber offeneres Benehmen bewirkte er weit größern Erfolg, als man je erwarten konnte. Der Raum erlaubt nicht Alles aufzuzählen, was von 1853 bis 69 in der Pfarrei Einsiedeln für allgemeines und Privatwohl, für Kirche, Schule, Kranke, Arme, für Errichtung neuer und Erhaltung vorhandener Anstalten verschiedener Art gethan wurde.

Dieses Wirken blieb nicht unbeachtet dort im Mittelpunkt der katholischen Kirche, zu Rom, beim Papste, auf welchem, wie auf Paulus, „die Sorge aller Kirchen lastet“. Er ernannte gemäß seiner von Christus erhaltenen Vollmacht den wahren Pfarrer von Einsiedeln zum Hilfsbischof von Chur. Wie kam das?

Wir müssen wieder zurück in's Bündnerland reisen, um Antwort hierauf zu erhalten ist. Dort in Chur steht einer der ältesten Bischofsstühle, auf welchem seit andert-halbtausend Jahren gar mancher Bischof saß, mehr in bösen als guten Tagen. Der Hofsaplan von Vaduz hat darüber eine Geschichte voll so grauenhafter Begegnisse geschrieben, daß man gar nicht begreift, wie noch ein Splitter von diesem Stuhl vorhanden ist. Ohnehin bringt es die Natur mit sich, daß solches Gerath im Alter nach langer Zeit morsch und wurmfressig ist. Man weiß, daß wenn ein fester, starker Mann auf einen solchen Thron sich setzt, dieser zusammenbricht. Nun ist es aber bei geistlichen, kirchlichen Thronen und Stühlen gerade unge-

lehrt; je frischer und kräftiger der Mann ist, der einen solchen einnimmt, desto schöner, schneller und fester verjüngt sich der alte, morsche Thron. Solche wunderbare Verjüngung wiederholte sich in Chur schon mehrmal seit 15 Jahrhunderten, wiewohl dann immer, früher oder später wieder Zeiten des Zerfalles eintraten, nach den ewig allgemein geltenden Gesetzen, die sogar auf die gesammte Kirche ihre Anwendung finden.

So hatte auch seit bald einem Jahrhundert unsägliches Elend aller Art im Bisthum Chur Besuch abgestattet, und Vieles hatte sich, größtentheils ohne Schuld der Hüter des Heiligthums, nicht zum Besten deselben gestaltet. Der regierende Bischof von Chur selbst war durch Krankheit und Alter seit Jahren in seinem Wirken gehemmt und bedurfte also der Hilfe. Aber wo ist diese zu finden?

Nun gehen wir wieder von Chur nach Ems. Die ganz eigenthümlichen geographischen, geschichtlichen, sprachlichen Verhältnisse Graubündens machen es fast durchaus notwendig, daß der Landesbischof ein Sohn des Landes sei, und zwar diesmal wo möglich ein solcher, der alle die verschiedenen guten Eigenschaften desselben in sich vereinigt hätte. Ein solcher war zum Glück da. Er war zwar nicht in Ems wohnend, doch dort geboren, und weitläufige Verwandte seines Hauses waren früher schon Bischöfe von Chur gewesen.

Jetzt mag man nachlesen, was oben über Ems gesagt ist, — den erwählten Hilfsbischof aber kennen wir jetzt schon. Unser theurer, vielverbienter P. Willi mußte trotz alles Sträubens die schwere Bürde auf sich nehmen. Alle die vielen vorgeschriebenen Formalitäten wurden nun der Reihe nach beobachtet, was ziemlich viel Zeit wegnahm. P. Kaspar schied, wenn auch zu seiner und des Stiftes Einsiedeln größter Trauer, aus dessen Ordensverband, ohne jedoch die Bande innigster Anhänglichkeit an dieses Haus und dessen Bewohner zu verletzen.

Die Bischofsweihe fand den 7. März 1869, am Sonntag, da die Kirche bei der Messe Lactare! (Freue dich!) singt, statt. Die Feier, erhebend schon an sich, war diesmal noch ausgezeichnet durch viele Umstände, vorzüglich aber durch die allgemeine, hoferfrenliche Theilnahme hoher Würdenträger geistlichen und weltlichen Standes, wie durch die gesammte Bevölkerung der Pfarrei Einsiedeln. Eine solche Theilnahme war für die Meisten etwas noch nie Erlebtes. Da sich aber lange verborgene oder verhaltene Liebe in der Regel erst beim Scheiden offen, wahr und lebendig zeigt, so geschah es auch hier. Aller Unterschied von groß und klein, reich und arm, von weltlich und geistlich, alle politische Farbe war verschwunden, und Alles trug den Stempel ungeheuchelter Liebe.





Schon am 8. Nachmittags verließ Bischof Kaspar sein liebes Einsiedeln. Sein Wegzug war ein wahrer, wenn auch mit Trauer gemischter Triumphzug, und hochfestlich war auch der Empfang des Ersehnten in der alten, ehrwürdigen Curia. Seitdem ist dort schon ein schönes Stück Arbeit gethan. Gott gebe dem Seelenhirten die nöthige Kraft, sein Tagwerk glücklich und zum Segen seines Volkes, zur Freude seiner Verehrer und Freunde durchzuführen und zu vollenden!

### Ein Millionär durch eine Stecknadel.

Bei einem der reichsten Bankier in Paris war ein glänzendes Gastmahl. Als der Nachtißch aufgetragen wurde, bemerkten die Gäste, daß der Bankier seine Serviette mit einer ganz ordinären, großköpfigen Stecknadel besetzte, und sie wunderten sich darüber. Der Bankier, welcher ihnen die Neugierde an den Augen ablah, sagte lächelnd: Diese Stecknadel hat das Glück eines Freundes von mir gemacht und darum ist sie mir werther als die prächtigste goldene Nadel mit Diamantenknopf. Der besagte Freund war einst ein kleiner Bagabund von 10 Jahren; barfuß, in Lumpen gehüllt, bettelte er von Dorf zu Dorf, von Thüre zu Thüre. Seine niederlichen Eltern schickten ihn weder in die Schule, noch hielten sie ihn zur Arbeit an, und so ward er ein Faulenzer und Tagelieb. Eines Morgens — es war ein schöner Tag — schlenderte er durch die einzige kothige StraÙe eines Dorfes und knupperte dabei eifrig an einer Brodrinde, die sein Frühstück ausmachte. Plötzlich plitzerte etwas vor seinen FüÙen auf der Erde. Er bückte sich, hob das glänzende Ding auf — es war eine große Stecknadel, wie sie die Bauernmädchen haben, um ihre Halstücher an das Kleid anzuflicken. Gleichgültig betrachtete er im Gehen die Nadel und wollte sie schon wieder wegwerfen, als er vor einem mit Weinreben umrankten Häuschen vorbeikam. Auf der Thürschwelle saÙ ein kleines Mädchen, um einige Jahre jünger als er; es zerrte sein Halstuch hin und her, als ob es eifrig nach etwas daran suche, und meinte unaufhörlich dazu. Der Betteljunge blieb stehen, gaffte die Kleine eine Zeit lang an und sagte endlich: „Warum weinst du?“ Das Mädchen antwortete schluchzend: „Weil ich meine Halstuchnadel verloren habe; die Mutter wird mich schlagen.“ — „Da hast du eine andere“, sagte der Knabe gutmüthig, dem Mädchen die gefundene Nadel gebend. Dieses langte hastig darnach und jubelte: „Jetzt werde ich keine Schläge bekommen.“ Da bemerkte sie, daß der Knabe an der Brodruste nagte, und sagte: „Ich habe einen Apfel in meiner Tasche, willst du ihn? Er ist gut, und ich habe ihn schon angebissen, aber das thut nichts.“ Statt aller Antwort biÙ der Betteljunge herzhaft in den ihm gereichten Apfel und ging seiner Wege. Einige Wochen später kam er wieder in das Dorf, als es gerade Jahrmarkt war. Er begegnete dem Mädchen wieder, die auch in ihm ihren Wohlthäter erkannte. Dem konnte man den Hunger von weitem schon ansehen. Die Kleine griff in ihre Tasche, aber es war heute kein Apfel darin, und sie wollte ihm doch etwas schenken. Glücklicherweise hatte sie als Marktgeschenk einige Päckchen Nähnadeln und Stecknadeln von ihrer Pathin bekommen, die einen kleinen Kram auf dem Markte hielt. Sie gab also dem Knaben eines der Päckchen und sagte: „Verkaufe die Nadeln, da kannst du dir dann Aepfel und Kuchen für das Geld kaufen.“ Dem Jungen ging ein Licht auf, er kehrte mit den Nadeln in sein

heimathliches Dorf zurück und verkaufte die Nadeln an die Bäuerinnen. Aber das erlöste Geld vernaschte er keineswegs, vielmehr kaufte er sich neue Nadeln, verlegte sich auf den Hausirhandel und bald hatte er einen kleinen Kasten auf dem Rücken, und darin waren Schnallen, Fingerhüte, Knöpfe, Zwirne und Nadeln von allen Sorten. Bei Wind und Wetter, in Schnee und Hitze wanderte er von Dorf zu Dorf, durchlief ganz Frankreich und — mit zwanzig Jahren eröffnete er einen kleinen Kram in einer der Vorstädte zu Paris. Er handelte mit Allem, was Vortheil bringen konnte, und sein spekulativer Kopf traf immer das Rechte. Mit dreißig Jahren besaÙ er hunderttausend Franken und legte die Hälfte davon in Werthpapieren an. Seine feinen Berechnungen wurden an der Börse vom Glück begünstigt; in wenigen Jahren war er ein Millionär. — Jetzt dachte er an die Stecknadel, die er als Bagabund gefunden, und an das kleine, schwarzäugige Mädchen, dem er mit eben dieser Nadel die Schläge erspart hatte. Er reiste in das Dorf, wo er gebettelt hatte; er war neugierig, zu wissen, was aus dem Mädchen geworden, die durch ihr Päckchen Nähnadeln den Handelsgeist in ihm erweckt hatte. Sie war ein schönes, braves Mädchen geworden, schon ein wenig alt, denn sie zählte bereits dreißig Sommer. Noch hatte sich kein Freier gefunden, weil sie arm war. Der Pariser Bankier suchte sie auf und sagte kurz: „Jungfrau, ich habe eine Million Franken im Vermögen, wollen Sie mich heirathen?“ Das Mädchen ward blaÙ und roth und stotterte endlich: „Herr, ich glaube, Sie wollen mit mir Scherz treiben.“ Doch dieser fragte ernsthaft: „Können Sie sich noch an den Bettelknaben mit der Stecknadel erinnern?“ „O gewiß!“ sagte sie lebhaft; „ich sehe ihn noch vor mir, wie er mit seinen weißen Zähnen so begierig in den Apfel einhieb, den ich schon angebissen hatte.“ Der Fremde erwiderte lächelnd: „Dieser Betteljunge war ich; aus den Kernen jenes Apfels ist mein Glück erwachsen, wollen Sie es theilen und meine Frau werden?“ — Die Antwort war ein frohes „Ja!“ Die Trauung geschah in dem Dorfe. Der Bankier schwieg und blickte freundlich seine Gattin an, die über und über erröthete. „Ja, meine Herren!“ rief er dann wieder laut, „der Betteljunge ist nicht nur reich, sondern auch glücklich geworden. Gott hat ihn unermeßlich belohnt für eine ganz kleine gute That, die er aus Mitleid vollbracht hat. Und, meine Herren, der ehemalige Bagabund bin ich und meine gute Frau hier ist jene weinende Kleine und das ist die einst gefundene Stecknadel!“

### Sprüche Napoleons III.

„Vertrauet auf den Schutz des höchsten Wesens, welches auch heute Frankreich beschützt.“ Louis Napoleon in Tours am 1. August 1849.

„Die Dynastien und die Constitutionen vergehen, was aber überdauert hat und uns rettet, ist die Religion.“ Louis Napoleon in Paris im Justizpalaste am 3. November 1851.

„Die Gewalt kommt von Gott.“ Louis Napoleon im Saale des Circus am 3. November 1851.

„Der Wille Gottes waltet über den niedrigsten häuslichen Herd, wie über die Geschichte der Reiche.“ Napoleon III. in Reims am 20. August 1858.

## Ach! Keiner will Hilfe leisten!

Ein sehr reicher Mann, der den größten Theil seines Vermögens nur schreienden Ungerechtigkeiten verdankte, wurde gefährlich krank. Er mußte, daß der Brand bereits in seinem Körper wüthete und der Tod nahe sei, und doch konnte man ihn nicht dahin bringen, das ungerechte Gut zurück zu stellen und den Schaden zu ersetzen. Jedes Mal, so oft davon die Rede war, erwiderte er: „Was sollte dann aus meinen drei Kindern werden? Sie wären dann wahrhaft elend.“

Diese Antwort hinterbrachte man einem Geistlichen. Dieser sprach: „Würde ihm Jemand anfündigen, ich hätte ein herrliches Mittel, den Brand zu stillen, so soll er mich rufen lassen, und dann denke ich, ihn zum Wiedererjabe des fremden Gutes zu bewegen.“

Man beillte sich, dem Kranken diese Nachricht zu bringen, der dann auch den Geistlichen bitten ließ, auf's Schnellste zu ihm zu kommen.

Dieser zögerte keinen Augenblick und wurde sehr gut aufgenommen.

„Das Mittel ist unfehlbar“, sprach der Priester, „es ist einfach, auch macht es Euch keine Schmerzen, nur ist es theuer, sehr theuer.“

„Koste es, was es wolle“, jagte der Kranke, „tausend, ja fünftausend Gulden, mir ist es nicht zu theuer. Worin besteht es?“

„Das ganze Mittel besteht darin, daß auf die in Brand gerathenen Stellen etwas Fett von einem lebendigen gefunden Menschen gegossen wird. Man braucht nicht viel. Findet sich Jemand, der für fünftausend Gulden nur ein Viertelstündchen die Hand brennen lassen will, so reicht dies hin.“

„Ach“, sprach der Kranke, „ich besorge sehr, es findet sich Niemand.“

„Fasset Muth“, entgegnete der Geistliche, „Ihr wisst nicht, wie ergeben euere Kinder gegen Euch sind, da Ihr ihnen so großes Vermögen hinterlasset. Lasset euren ältesten Sohn kommen, er liebt Euch, er soll euer Erbe sein! Sagt ihm: Du kannst deinem Vater das Leben retten, wenn du dir in eine Hand brennen lassen willst, um mich zu heilen. Ich hoffe von ihm, er thut es. Sollte er sich weigern, so ersuchet den zweiten, wenn dieser nicht will, den dritten, und versprechet dem, der es thut, die ganze Erbschaft.“

Die drei Söhne wurden nun gerufen. Einem nach dem andern wurde der Vorschlag gemacht, aber alle drei verwarfen ihn.

„Unser Vater soll doch nicht an so etwas denken!“ riefen sie und verließen ihn.

„Ich begreife Euch nicht“, sprach der Geistliche zu dem Kranken, „wenn Ihr für solche Kinder euren Leib und euere Seele verlieren wolltet, um ewig in dem Feuer der Hölle gemartert zu werden, die, um Euch zu heilen und das irdische Leben zu retten, nicht einmal eine Viertelstunde lang die Qual des Feuers auf der Erde aushalten wollen. Welche Thorheit!“

„Sie haben Recht“, versetzte der Kranke, „Sie haben mir die Augen geöffnet. Man hole den Notar. Hören Sie mich indessen Weichte, hochwürdiger Herr.“

Zu Uebereinstimmung mit dem gewissenhaften Rathe seines Beichtvaters suchte er nun, so gut es ging, seine Ungerechtigkeiten gut zu machen, ohne Rücksicht darauf, was wohl aus seinen Kindern werden würde.



Ein gar lehrreiches Geschichtlein für Diejenigen, welche ungerechtes Gut haben. Das Sprichwort sagt: Das ungerechte Gut verlangt nach seinem Herrn. Es will also von da, wo es eben ungerechter Weise liegt, fort, und stößt alles gerechte Gut bei Seite, bis es zu seinem rechtmäßigen Herrn kommt. Daher sagt das Sprichwort: Ungerechtes Gut thut nicht gut, ungerechtes Gut wuchert nicht und kommt nicht auf den dritten Erben.

Der Vater vermehrt, der Sohn verzehrt und der Enkel geht betteln. Das beweist sich tausendmal. Wo Fluch ist, kann kein Segen sein, besonders wenn das Geschrei und die Thränen der Wittwen und Waisen hinaufbringen zum Herrn der Heerschaaren, der es hört und rächt.

Da gibt es nun gar Viele, welche sagen: „Ja, wie soll ich das ungerechte Gut zurückstellen, was soll aus meinen Kindern werden?“ — Arm, so wie so. Gibst du es zurück, so entziehest du deinen Kindern bloß den Fluch und verschaffst ihnen Segen. Gibst du es nicht zurück, so macht sie mit der Zeit eben der Fluch arm, der darauf liegt. Im ersten Falle geht's rascher, aber mit Segen, im zweiten Falle langamer, aber nicht bis zum dritten Erben und mit Verderben.

Das merke sich Jeder, den es trifft.

### Denkspruch.

Wenn das Gute würde vergolten,  
So wär' es keine Kunst, es zu thun;  
Aber ein Verdienst ist es nun,  
Zu thun, wofür du wirst gesollten.

## Die verlorenen Diamanten.

Man braucht viel Geld, wenn man Ball auf Ball gibt und ein Banket nach dem andern. So kommt es denn oft vor, daß selbst vornehme und reiche Leute zuweilen ihre Zuckert zu Geldmählern nehmen müssen.

Eines Tages saß die Gräfin N., die schönste Dame Wiens, in ihrem reizenden Vouboir und sah zuweilen unruhig auf das Zifferblatt einer Stoduhr. Endlich hob die Uhr zum Schlagen aus, ein niedliches Kammermädchen schlüpfte in's Gemach und meldete: „Ein Herr Meier wünscht vorgelassen zu werden.“ — Einen Augenblick später trat ein Mann ein, dem man von weitem schon sein Geschäft als Unterhändler am Gesichte ansah.

„Ich brauche bis Morgen zehntausend Gulden,“ begann die Dame ohne Umstände.

„Geld ist jetzt knapp,“ erwiderte ruhig der Unterhändler.

„Es soll Ihr Schade nicht sein,“ drängte die Gnädige.

„Zwanzig Prozent Zinsen und ein hinreichendes Pfand, sonst kann ich kein Geld schaffen,“ antwortete der Mann kurz und entschieden.

„Ich brauche das Geld,“ murmelte die Gräfin, „ich muß ihm meinen Diamantenschmuck versetzen.“ — Sie verließ das Zimmer und kehrte gleich wieder mit einem Käftchen zurück, in welchem der Schmuck funkelte. Der Unterhändler prüfte die Steine sorgfältig und sagte dann: „Der Schmuck ist unter Brüdern zwanzig tausend Gulden werth. Morgen um diese Zeit bringe ich das Darlehn.“

Als er aus dem Palaste durch ein Seitenpförtchen trat, kam gerade ein leerfahrender Fiaker daher. Der Mäkler rief ihn an, setzte sich in den Wagen und fuhr nach seiner Wohnung. Er hatte heute ein gutes Geschäft gemacht und trank beim Mittagsmahl ein Glas mehr als sonst. Dann hielt er sein Mittagsschlässchen. Als er erst gegen Abend aufwachte, wollte er den Schmuck noch einmal betrachten. Aber — das Blut will in seinen Adern gerinnen, das Zimmer dreht sich mit ihm im Kreise herum — der Schmuck ist fort!

Jetzt erst erinnerte er sich, daß er das Käftchen beim Einsteigen in den Wagen in die Tasche des rechten Wagenschlags gesteckt und beim Aussteigen vergessen habe. Zwanzig tausend Gulden zum wenigsten standen auf dem Spiel — er war ein ruinirter Mann. Dieser Gedanke stieg erlappend in ihm auf; es schüttelte ihn Fieberfrost. Endlich, nach langem Besinnen, leuchtet ihm ein Hoffnungsstrahl. Fort stürmt er aus dem Hause wie ein Wahnsinniger. Es war ihm eingefallen, daß, als er am sogenannten Graben vorüberfuhr, ein dort haltender Fiaker, der ihn schon oft gefahren, ihn im Vorüberfahren gegrüßt hatte. Das Glück wollte, daß er diesen Fiaker noch am Graben traf. „Hast Du den Fiaker gefannt, mit dem ich heute Vormittags vorbeigefahren bin?“ rief er hastig. „Ja wohl, Euer Gnaden,“ lautete die tröstliche Antwort. „Wo steht er?“ fragte der Mäkler ungestüm. „Auf dem Raubensteinplatz.“ — Eine Sekunde später rollte der Wagen nach dem Raubensteinplatz, aber der gesuchte Fiaker war bereits nach Hause gefahren; doch konnten dessen Kameraden dem Mäkler die Wohnung des betreffenden Lohnkutschers angeben. Dorthin fuhr der Geängstigte und die Pferde griffen aus, daß die Funken unter ihren Hufen aus dem Pflaster stieβten. Endlich hielt der Fiaker vor dem bezeichneten Hause. Mit einem Satz war der Mäkler aus dem Wagen, stürzte in den großen Hofraum: — dort stand die geuchte Kutsche! Die Pferde waren schon aus-

gespannt. Der Mäkler riß den Wagenschlag auf — es war ein entscheidender Augenblick.

Seine Hand zitterte, als er in die Tasche des Schlags langte. Welches Glück! Er zog das Käftchen heraus. Ohne ein Wort zu sprechen, stieg er wieder in seinen Wagen und fuhr zu seiner Wohnung zurück. Unterdessen mollen wir dem Leser sagen, daß ein echter Wiener Fiaker stets Durst hat und darum alle seine Kunden beim Aussteigen, wenn er das Fahrgeld empfängt, noch um ein kleines Trinkgeld bittet.

Endlich hält der Wagen an. Der Fiaker springt vom Kutschenbock und öffnet den Schlag. Nun steigt der Unterhändler aus und drückt ihm eine Hundertgulden-Banknote in die Hand. Der Fiaker steht da, sperrt Mund und Augen auf und weiß nicht, ob er wacht oder träumt. Dann aber zieht er verlegen den Hut halb über's linke Ohr und stottert den alten Fiakerspruch: „Aber etwas auf einen Trunk Wein hätt' ich wohl auch noch verdient!“

## Der Mailänder Dom.

Fragmente aus dem Briefe eines Reisenden an seinen Freund.

„Angenehmer Mensch, was soll man sagen von der Stadt Mailand? es ist eine graue Stadt von vielen Häusern und Palästen, auch eine Kirche ganz von purem Marmorstein, und wemmer droben steht, so mecht ma werden ganz confus bei der Hinusblickung in die insubrischen Gefilde lompardischer Fruchtbetriebsamkeit.“

So würd' ich schreiben, wenn ich Schmel wäre, daß ich aber solchen Eingang meines Briefes beliebte, erklärt sich aus einer humoristischen Stimmung, in die ich vorhin versetzt wurde, als ich die besagte Kirche besuchte. Da traf ich höchst unerwartet Freund N. an, der eben auf einem Weststuhl kniete; als er mich sah, kam er auf mich zu; wir begrüßten uns und nach wenigen gewechselten Worten waren wir überein gekommen, zusammen den Dom zu verlassen. N. eilte zum verlassenen Weststuhl zurück, seinen Regenschirm zu holen; der war aber schon weg und völlig verschwunden, d. h. gestohlen. Wir vernahmen später, Vergleichen wiederhole sich fast täglich in dem Dom zu Mailand, und es gebe Leute, die berufsmäßig ihr Leben auf solche Weise fristen. Bei längerem Aufenthalt in Italien findet man diese Krankheit durch's ganze Land und bei allen Klassen der Bevölkerung verbreitet, und ich glaube sogar, der jetzige Finanzzustand des frei gewordenen, einigen Italiens stehe damit in einigem Zusammenhang.

Wir lachten bei allem Nerger, der uns jedenfalls den Genuß bei Betrachtung des prächtigen Baues bedeutend modifizirte . . .

Ich war wieder einmal auf dem Dache des Domes, auf dem man, wie du weißt, sich ergehen kann wie auf den Strahlen eines Parks. Unter den 1000 Statuen auf dieser schwindelnden Höhe befinden sich ganz vorzügliche, die manchem Kunstmuseum gut anstehen würden, aber um ihren Werth zu kennen, muß man sich ordentlich überwinden und Zeit nehmen, um in's Einzelne einzugehen, muß sich vorstellen, als ob nur eben dieses Bild oder dieses Thürmchen da oben stehe.

Der Standpunkt vom Dache aus mit dem Blick über alle diese Thürmchen, deren jedes ein Duzend oder mehr Statuen trägt, versinnlicht passend die christliche Gemeinschaft der Heiligen. Von diesem Punkte aus gesehen, schweben all' die christlichen Helden geisterhaft im tiefblauen



lombardischen Himmel, ein Bild aus der geheimen Offenbarung, das noch schauerlicher wird durch das geheimnisvolle Schweigen in solcher Höhe und das dumpfe Menschengebrause drunten, wo die Leute wie Blattläuse über das glatte Kohlblatt des Domplatzes hin und her kriechen.

Da stehen sie also, die Helden der Kirche, alle so verschieden an Form des Körpers und der Kleidung und besonders des seelischen Ausdrucks: trotzig Krieger mit Schild und Speer, der als Blitzableiter verwendet ist und so daran erinnert, wie durch Fürbitte der Blitz des Jornes Gottes abgewendet werden mag; hier bärtige Eremiten, dort händeringende Bisherinnen mit langem, wallendem Haar, die sich in den Thürmchen zu verbergen scheinen; andächtige Bischöfe, die nicht müde werden, die segnende Hand über der Stadt empor zu heben. Und doch sind all diese so verschiedenen Gestalten Schmuck und Ehre desselben Tempels, und wie der gleiche Geist der Schönheit und Kunst, so spricht auch aus allen dieselbe Idee der Heiligkeit.

Das Innere des Domes ist, wenn man es auch hundertmal wieder überblickt, wunderbar ergreifend, und ich gönne mir während meines hiesigen Aufenthaltes fast täglich dies erhabene und erhebende Vergnügen. Wer hier nicht beten lernt ohne Worte, wird auch in Worten schwerlich je recht beten.

Mit besonderm Vergnügen sehe ich oft und mit Muße — denn auch da muß man recht in's Einzelne gehen — die alten und neuen Glasgemälde. Der Stoff derselben ist aus der Bibel genommen und oft sehr sinnreich dargestellt. In Hinsicht auf Erfindung und korrekte Zeichnung gäbe ich den neuen, in Hinsicht auf Farbenwirkung den alten Bildern den Vorzug. Mit besonderm Vergnügen

verweilte ich gestern vor der Scene, wo Christus den Petrus beruft und wo er im Sturme auf dem Schiffe schläft, weil da die stürmische See so prachtvoll behandelt ist. Bei der Verkörperung Christi sind die drei Apostel stark beleuchtet, Christus und die zwei Propheten aber in blauem, geheimnisvollem Lichte schwebend, was größere Wirkung macht als helles Sonnenlicht. Magisch wirkt auch die Sonnenfinsterniß bei der Kreuzigung Christi. Sehr schön sind ferner die Visionen der prophetischen Bücher, wie z. B. der reitende Tod, der Engel, der den Mühlstein in's Meer wirft u. s. w. Da heißt es aber: Komm' und sieh'.

Unter den ältern Denkmälern spricht mich das des heiligen Karl zunächst am Eingang der Sakristei am meisten an. Schade ist's bei all diesen Herrlichkeiten, daß der Ambrosianische, von griechischen Bischöfen eingeschmuggelte und von den lateinischen festgehaltene Ritus diese Kirche immer ein wenig egoistisch zu machen scheint. Da zeigt sich kein Schatten von Streben nach Einheit mit der allgemeinen katholischen Kirche, wie dies in nationaler Beziehung der Fall ist.

Ich hatte mich gelehnt, ein feierliches Hochamt im Dome zu sehen, und ich muß gestehen, daß mich bei einem solchen recht erhebende Ceremonieen erbaut hätten, wenn nicht das würdelose Benehmen der funktionirenden Kleriker den Eindruck der Andacht und Erbauung geschwächt hätte, was aber noch durch einen andern Umstand bewirkt wurde. Ich fand nämlich wieder einmal, wie eitel und verkehrt oft der Menschenkinder Wünsche sind. Durch hohe Verwendung hatte ich einen Platz im Chor, in Nähe des Hochaltars erhalten. Zufällig stand aber in meiner nächsten Nähe eine große Gluthpfanne zur Fristung der Rauch-

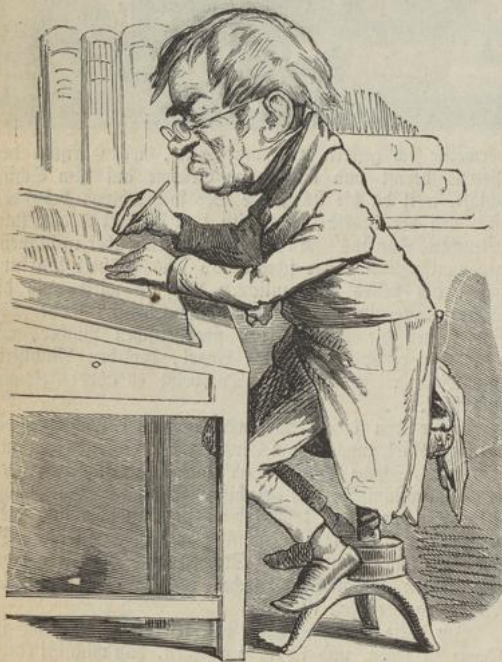
fässer aufgestellt, und da es ohnehin der Jahreszeit gemäß sehr warm war, so gerieth ich in ein Schweiß- und Gluthbad, das keine Gluth der Andacht mehr aufkommen ließ.

Die berühmte Marmorbildsäule des heiligen Bartholomäus mußte ich nur doch auch wieder einmal ansehen. Du weißt, der Heilige ist als vollkommen geschunden höchst naturgetreu abgebildet. Denke dir also so naturgetreu als möglich einen geschundenen Menschen, der nackt vor dir steht, und erfreue dich wo möglich dieses Anblickes und preise die Kunst, die den Gläubigen solche Bilder zur Erbauung vorstellt, und den Kunstkenner, der beim Anblick derselben vor Entzücken fast verpläzt.

### Des alten Schreibers Klage.

(Nach Freiligrath.)

Wer den wuchtigen Hammer schwingt,  
Wer im Felde mäht die Aehren,  
Wer in's Mark der Erde dringt,  
Weib und Kinder zu ernähren, —  
Jedem Ehre, Jedem Preis!  
Ehre jeder Hand voll Schwielen!  
Ehre jedem Tropfen Schweiß,  
Der in Hütten fällt und Mühlen!



Gebt auch mir ein Bißchen Ehr,  
Mir, dem alten Erzphilister,  
Der da sitzt gedankenleer  
An dem trodenen Register,  
Der von Moderduft umstäubt,  
In des Bureaus Gitterglocken  
Zahlen nur und Namen schreibt,  
Leer an Wärme und Gedanken;

Der in regelrechtem Frohn  
Paginirt und registriert  
Und um miserabeln Lohn  
Kraft und Lust und Zeit verliert.  
Tag für Tag dies Einerlei;  
Wird dann nur ein Wörtchen fehlen,  
Welcher Aufruhr, welch' Geschrei,  
Fast als gelt es Morden, Stehlen!

Bin halt auch ein Proletar,  
Schaffe spät und schaffe früh,  
Mir auch bleicht das dunkle Haar,  
Mich auch hezt in's Grab die Müh.  
Eingepfercht und eingedornt  
Nechz' ich zwischen Thür und Angel,  
Der Bedarf hat mich gespornt  
Und gepeitscht hat mich der Mangel.

Schrieb ich denn nicht Blatt auf Blatt  
Bleich und mit verhärmten Wangen,  
Während draußen Blum' und Blatt  
Sich im Morgenwinde schwangen!  
Nachtigall und Drossel schlug,  
Lerche sang und Habicht kreiste;  
Ich lag überm Cassabuch,  
Zahlen schreibend leer an Geiste.

Doch, bald wird's zu Ende sein,  
Werd' ich dieser Qual entrissen,  
Und das Beste bleibt noch mein,  
Ein befriedigtes Gemissen.  
Eines noch zum Trost mir bleibt  
Und ihm dien' ich unterdessen: —  
Der das Buch des Lebens schreibt,  
Wird mich Schreiber nicht vergessen.

### Der gute „Sammichlaus.“

Ein geistliches Spiel aus uralter Zeit.

Im Kalender sieht man gern Bilder, liest gern Geschichten und ist's gar eine kleine Komödie, so heißt es: Alle gute Ding sind drei. Hier kommen alle drei, wenn auch bescheiden und anspruchslos zusammen. Das Bild soll zuerst vortreten. Wer kennt ihn nicht, den Freund der Armen und der Kinder, der an seinem Namensfest noch heut zu Tag so vielen guten Kindern mit allerlei Gaben Freude macht, durch seinen Knecht Ruprecht aber die bösen Buben und Meidli erschreckt oder straft? Wer kennt ihn nicht den hl. Bischof Nikolaus von Myra, den großen Wohl- und Wunderthäter, dessen Bildlein hier steht? Unbekannt ist auch die Bedeutung der drei goldenen Äpfel, deren er einen in der Hand hält, während die andern zwei auf dem Buch liegen, und welche an die schöne That erinnern, da der Mann Gottes drei der Verführung ausgefetzten armen Mädchen Nachts drei Beutel mit den Mitteln der Aussteuer zum Fenster hineinwarf, eine Wohlthat die um so größern Werth hatte, weil der Geber unbekannt bleiben wollte.

Was sollen aber die drei Figürchen im Zuber zu den Füßen des Heiligen, die man auf unserm Bild und auf gar vielen alten Abbildungen des hl. Niklaus antrifft? Sie erinnern an ein früher ebenfalls allgemein bekanntes Wunder, das aber später allmählig in Vergessenheit kam, das Wunder nämlich, wie durch Fürbitte des Freundes Gottes drei heimlich und unschuldig ermordete Studentlein wieder



zum Leben erweckt wurden, ein Wunder das besonders den Namen des Wunderthäters berühmt und hochverehrt machte.

Jetzt sollte No. 2, die Geschichte folgen, die ist aber schon in No. 3 enthalten, nämlich in dem alten geistlichen Schauspiel, das schon vor etwa sechs bis siebenhundert Jahren am Niklausstage zur Erbauung und Unterhaltung des Volkes aufgeführt wurde. Zu Ruh und Frommen meiner lieben Leser hab ich's aus dem Latein verdeutscht und in einfältige Reimlein gesetzt wie folgt. Man stelle sich eine Wirthsstube vor in einem einsamen Haus an der Straße, wo nur ein alter Wirth mit seiner ebenfalls alten Haushere wohnt. Es geht gegen Abend, drei Studentlein, die auf der Wanderung sind treten ein und finden die Stube leer.

**Erster:** Wir müßten um die Wissenschaft zu lernen  
Zu fremden Völkern leider uns entfernen.  
Die Sonne läßt noch ihre Strahlen schießen,  
Laßt sehn, ob wir das Gastrecht hier genießen.

**Zweiter:** Die Sonne hält die Noße schon am Meere,  
Damit sie bei den Fischen dort einkehre.  
Ganz unbekannt ist uns dies Vaterland,  
So suchen wir hier Herberg vor der Hand.

**Dritter:** Mir ist ein Greis mit ernsten Miene  
In diesem Hause da erschienen,  
Auf unser Bitten läßt er uns wohl ein  
Und wird uns Gästen gastlich sein.

Sie klopfen, der Alte kommt heraus und hinter ihm seine Frau.

Alle drei: Hör uns, o Wirth! die Studien zu erfassen  
Haben wir das Vaterland verlassen,

So wolle denn ein Obdach uns gewähren  
So lange diese Nacht wird währen.

**Der Alte:** Euch geb der Schöpfer aller Welt Quartier,  
Eine Herberg findet ihr mit nichten hier,  
Denn offenbar ist's, daß hiebei  
Weder Nutzen noch Gelegenheit sei.

**Die drei zu der alten Frau:**

Durch dich, o Theure, werde möglich  
Was wir hier bitten, ist's auch nicht einträglich;  
Vielleicht wird Gott um solcher Gutthat willen  
Den Wunsch nach einem Söhnlein euch erfüllen.

**Die Frau zum Alten (bei Seite).**

Mein Mann, gewähren wir diesen ein Obdach,  
Die umherschweifen und gehn den Studien nach.  
Wird auch weder Nutzen noch Schaden bleiben,  
Soll uns doch wenigstens die Liebe antreiben.

**Der Alte:** So will ich mich nach deinem Willen kehren  
Und diese mit der Herberge beehren.

**Zu den Studenten:**

So kommt denn ihr fahrenden Schüler herbei,  
Damit was ihr bittet erfüllet euch sei.

Er führt sie in die Kammer und kommt dann wieder  
heraus. **Zur Frau:**

Hast du sie gesehen mit den großen Gelsäckern?  
Darin mag viel Silber stecken.  
Wir könnten, ohne daß es Jemanden auffällt,  
Zu Handen nehmen dieses Geld.

**Die Frau:** Wir haben die Last der Armuth getragen,  
O Mann, in allen unsern Lebenstagen,  
Lassen wir jetzt die den Tod erleiden,  
So könnten wir diese Armuth meiden.  
Also das Schwert aus der Scheide gerückt;  
Durch den Tod deren die der Schlaf jetzt drückt,  
Bist du dein lebenlang ein reicher Mann  
Und Niemand wird je wissen, was du gethan.

Sie gehen hinein. Niklaus als Pilger kommt, sieht sich um und sagt:

Ich Pilger bin vom Wege ganz ermattet,  
Und weiter noch zu reisen ist mir nicht gestattet.

**Der Alte und die Frau kommen zurück.**

Bis diese Nacht vorbeigeschritten,  
Möcht ich euch um Quartier bitten.

**Der Alte zur Frau (bei Seite):**

Soll ich diesem die Herberge gestatten,  
Liebes Weib, wolle mir hierin rathen.

**Die Frau:** Der scheint mir sehr ehrwürdig von Person,  
Ein Obdach verdient er deswegen schon.

**Der Alte:** Pilger, komm nur näher heran,  
Du scheinst ein gar vortreflich Mann.  
Willst du, so kannst du etwas genießen.  
Da ist nur gleich, was dir mag erproben.

**Niklaus:** Ich esse nichts von diesen Speisen allen,  
Frisches Fleisch aber würde mir gefallen.

**Der Alte:** Ich gebe das Fleisch, das vorhanden ist,  
Denn frisches Fleisch fehlt hier zu dieser Frist.

**Niklaus:** Jetzt sagst du eine recht dicke Lüge,  
Denn frisches Fleisch habt ihr mehr als zur Ge-  
nüge.

Und zwar durch eure Schlechtigkeit  
Und des Geldes wegen zubereit.

Der Alte und die Frau fallen auf die Knie.

Der Alte: Erbarme dich unser, wir flehen dich an,  
Wir sehen wohl, du bist ein heilig Mann.

Die Frau: Unser Verbrechen ist zwar abscheulich,  
Doch es ist nicht ganz und gar unzerzeihlich.

Niklaus: So bringet denn herbei die Leichen  
Und Reue soll eure Herzen erweichen.

Sie gehen und bringen die Leichen.

Die sollen durch Gottes Gnade auferstehen;  
Ihr aber sollt mit Thränen um Verzeihung flehen.

Er betet knieend über die auf dem Boden liegenden Leichen

O milder Gott, von Dir stammt Alles her,  
Himmel, Erde, Luft und Meer;

Daß diese auferstehen verleihe  
Und höre auch auf dieser Bittenden Geschrei!

Die Todten stehen auf, den Schluß macht das Te Deum.

Das ist nun freilich sehr einfach und kurz, aber jedenfalls merkwürdig; denn aus solchen geistlichen Vorstellungen, welche die Kirche zur Verbreitung des Guten anordnete, ist das ganze neuere Theaterwesen hervorgegangen, das sich leider von seinem Ursprung fast gänzlich entfernt hat, und die Leute in den meisten Fällen und dermal mehr als je von der Kirche und Religion, von Sitte und Glaube abzieht. Auch wird jetzt Gemüth und Phantasie so unverhältnißmäßig maßenhaft mit den schärfsten Reizmitteln bearbeitet, daß keine gemeine und gesunde Speise mehr anschlägt, und ohne Zweifel haben jene alten, sittlichen einfachen Spiele nicht nur bessere, sondern auch größere und nachhaltigere Wirkung gehabt als unsere neuen Opern- und Spektakelstücke, die vom Abendroth bis zum Morgenroth alle sieben Sinne in Rausch und Taumel versetzen. Zudem sind die Wirthe, will jaget die Poeten, die dergleichen Kost vorsehen, oft viel ärger als jener Wirth, der am Ende nur die Leiber der drei armen Studentlein mordete, während auf diese Art auch Seelen in ganzen Schwärmen vergiftet werden. Wo ist der Wundermann, der diese wieder zum Leben erweckt?

## Die Einsiedler-Waldschwestern, oder das Klosterlein Au bei Einsiedeln.

Ein von frommen Pilgern, die nach Einsiedeln kommen, vielbesuchtes Frauenklosterlein ist hier abgebildet, von dessen Geschichte der Einsiedler-Kalender Einiges erzählen möchte. Schon vor vielen Jahrhunderten wohnten im Thal an der Alp in vier Häusern sogenannte Waldschwestern oder Beginen, diese wurden zur Zeit der Reformation oder bald nachher in einem einzigen Hause vereinigt, hatten aber noch längere Zeit mit allerlei Noth zu kämpfen.

Eine bessere Aussicht für die Waldschwestern zeigte sich, als Abt Augustin Hofmann von Baden im Jahre 1600 die Regierung des Klosters Einsiedeln antrat. Schon früher hatten die Aebte dieses Klosters die Schwestern unterstützt mit mancherlei Gaben und ihnen Steuerbriefe gegeben, mit welchen Einige umherzogen, um milde Gaben zum Bau eines Klosterleins zu sammeln. Aus diesen Beiträgen wurde alsdann wirklich ein kleines Kloster sammt

Kirchlein auf der „vordern Au“ errichtet. Hören wir nun die höchst einfache Erzählung der Schwester und nachmaligen Vorsteherin, Frau Mutter Cäzilia Dörsner von Einsiedeln, wie es bei diesem Baue und nachher zuging. Sie schreibt:

„Anno 1619 den 8. Juni ward das Fundament gegraben und den morgigen Tag darauf habe ich Profession gethan; mich aber hat unser Vater, Abt Augustin Hofmann in dieses Gotteshaus verordnet, und sonderlich viel an dies neue Kloster verehrt, die Conventstube, sammt dem Ofen, hat einen Schilt und ein Fenster (ein Glasgemälde) machen lassen. Ziegel, Kalk, Fuhr, Holz, viel Jahre Speis und Trank, alle Wochen Fleisch, Fisch, Wein, Brod und was sonst von Nothen. Auf der Waschküche (des Stiffs) haben wir geessen wie daheim, auch mit der Weib und mit Mennen und Andern so viel gethan, daß ichs nit könnte erscriben.

„Herr Statthalter Küßli war als Baumeister Tag und Nacht bemüht, hat uns auch etliche Jahre etliche Mütt Kernen geordnet. Herr Dekan Joachim von Veroldingen war unser Visitator, hatte auch große Mühe und Arbeit mit uns. Auch das ganze Convent war geneigt alles Gute zu thun.

„Die damaligen Beichtväter im Kloster Einsiedeln heuschten bei den Leuten Steuern an unsern Bau, und was sie konnten uns verschaffen, so thaten sie es. Alle Gottshausdiener waren gegen uns, als wenn Alles zusammen gehörte, insonderheit der alt Kämmerlig Jelig, der Noll, der uns zwanzig Pfund, seine Frau zehn Pfund vermacht nebst anderen Gutthaten.

„Die Herren von Schwiz haben uns Holz erlaubt zu hauen in ihrem Wald, so viel nur zum neuen Kloster von Rötthen gewesen. Im Dorf Schwiz und was dahin gehört wurde hundert Kronen bares Geld gesteuert. Von Lucern, Zug und ihrem Gebiet, Baden im Argau, Glaris, Naperswyl, Lachen, March, Zurzach und aller Orten im Schweizerland ist uns viel Geld gesteuert worden. In ferne Orte waren die Schwestern gereist mit viel Kummer und Hunger, Schnee und Regen, Müh und Arbeit, bis gegen München und Insbruck und haben uns ziemlich viel Steuer gebracht.

„Im Jahr 1628 den 19. Jänner ist mir wohl wider meinen Willen das schwere Joch der Regierung aufgelegt worden, da ich erst zu Ostern wäre 25 Jahr alt geworden. In dieser Zeit war Alles leer, ein großes halbgebautes Kloster, nicht ein Haller Geld ward mir gegeben, sind noch viele Schulden gewesen, . . . Herr Defan und Convent hatten aber ein großes Mitleiden mit mir und steuerten mir 20 Kronen Gelts, daß ich konnte anfangen Haushaben. Das Kloster ichenkte uns auch alte Schulden und thaten uns gar viel Gutes in geistlicher und zeitlicher Hilfe.

„In diesem Jahr erwählte ich den hl. Joseph zu einem Haushalter. Da ich keinen Anken hatte, that ich eine Fahrt in die hl. Capell mit meinen Schwestern zu Maria und Joseph. Da gab mir des Grafen von Zollern Diener 15 Reichsthaler in Wechsel, da kaufte ich viel Anken, und sonst that er mir viel Hilfe im Zeitlichen und Geistlichen.

„Im Jahr 1611, in dem großen Sterbent (des schwarzen Todes) war unsre alte Mühle ganz vergiftet, da starb meine älteste Schwester, wurde ich selber krank, und der Vater und das Mutterli miteinander und alle Kinder. Ich stund wider meinen Willen auf, man hielt dem Vater und dem Mutterli miteinander die Sterbberzen vor. Der Vater übergab Leib und Gut, Geld und Alles was überbleiben sollte unsrer Fr. Mutter Justitia Hoffmannin.

Da stirbt der Vater und kommen zwei Kinder zu ihm in's Grab, das Brüderli am dritten Tag auch. Das Mue-terli ist nach langer Krankheit wieder aufgestanden, in's Dorf gezogen und nach einem Jahr wieder gen Baden gegangen, und dort sich 34 Jahr zum Tod gerüstet. Da bin ich denn vier Jahr herumgezogen, nachdem schick mich meine Mutter, Gott und Maria und alle Heiligen in dieses Kloster, und übergab ihrer Tochter sammt nicht viel minder dann 3000 Gl. Gült und Viel andres an Geld. Sie gab auch ihren korallinen Wälder mit Silber und vergoldeten Vollen, zwei schöne silberne und vergülbete Zeichen, ein korallin Rosenkränzlein in die Kirche, ihre beiden silbernen Messer, einen silbernen Löffel, zwei silberne Becherlein. Ich bekleidete mich viele Jahre aus ihrem Fürsichlag. Sie that mir und allen meinen Schwestern viel Gutes, darum wollte ich, daß das Gotteshaus nach meinem Absterben unrer Seelen auch sollte gedenken. Ich hab Alles dem Gottshaus so wohl gegunnen und übergeben, daß ich weder mir noch meinen Freunden etwas vorbehalten, mich mit Speis und Trank und Kleidern gelitten bei der bloßen Nothwendigkeit, und in aller Arbeit gebraucht, damit alsdann Alle die da wohnen werden für mich und meine lieben Eltern Gott bitten wollen, welche ihr Gut mit großer Müß und Arbeit zusammengelegt, und wollte darum jetzt auch noch thun was ich könnte, weil ich nichts daran gearbeitet hab."



tes thun will, der versicht mich schon heuer.

### Untergang des Schiffes „Starry Banner“ im Dezember 1868.

Furchtbare Stürme, wie ergraute Seeleute solche früher nie erlebt, machten in der letzten Zeit die Fahrt auf dem Meere höchst gefahrvoll. Das Opper eines Orkans ward das amerikanische Fahrzeug „Starry Banner“ das bei seinem Untergang 122 Menschen mit in den Grund nahm. Es hatte von Alexandria aus die Fahrt nach New-York angetreten, nachdem es Southampton verlassen hatte, bis zum 18. Dez. fortwährend schlechtes Wetter, an jenem Tage aber steigerte sich der Sturm zu einem furchtbaren Orkan. Drei Tage lang wüthete derselbe und während dieser Zeit wurden die Waden des Schiffes eingeschlagen, das Boltwerk zertrümmert, die Rettungsboote fortgerissen.

Am 19. Dezember, als sich der Capitän (Capitän Summers), der dritte und vierte Steuermann und der Hochbootsmann auf der Brücke befanden, fuhr eine gewaltige Sturzsee über das Schiff und riß die Brücke, die Quartiere der Offiziere, die Schiffsküche, kurz Alles, was sich auf dem Verdeck befand, mit fort. Nicht Einer von denen, die auf der Brücke standen, ward gerettet. Das Fahrzeug stand jetzt unter dem Commando des ersten Steuermanns, Lionel Van Buren. Das Wasser war in den Feuerraum gedrungen und hatte das Feuer ausgelöscht.

Am Morgen des 20. Dezembers fand ein schauerlicher Hagelsturm statt; es fielen Stücke Eis, die die Größe von Kartoffeln hatten und es vermochte Niemand auf dem Verdeck zu bleiben, so lange das Unwetter dauerte. Am Abend ward die Lage immer kritischer. Um 6 Uhr riß eine Sturzwooge, die das Hintertheil des Schiffes traf, das Steuerradhaus und die Leute, die sich darin befanden, mit fort und nur einer davon ward gerettet. Um 10 Uhr war die Wuth des Orkans wahrhaft fürchterlich. Das Schiff ward hin und her geworfen und die thurmhothen Wogen brachen sich fortwährend über dasselbe. Die durch das Rollen des Schiffes aus ihrer Lage gebrachte Ladung stieß gegen die Verdecke und sprengte sie vollständig auf und man betrachtete jetzt den Koloss als verloren, da sich

So weit Mutter Zäzilia. Die Geschichte von der Wohlthat, die ihr der hl. Joseph als Hausvater erwies, wurde später erweitert, und man erzählte wie ihr bei der Kapelle dieses Heiligen ein greiser Bettler mit grauem Bart erschienen und sie um ein Almosen gebeten habe. Dem habe sie ihren letzten Kreuzer gegeben, worauf er plötzlich verschwunden sei. So anmuthig die Erzählung klingt, halten wir uns doch lieber an den einfachern Bericht der frommen Zäzilia, das Wunder ist immer noch erbauend genug.

Anmuthig ist auch, was von der Schwester Ursula Steinauer, ebenfalls einer gebornen Einsiedlerin, die um jene Zeit in der Au lebte, erzählt wird. Sie hatte, wie das von vielen Heiligen erzählt wird, die Vögelein gar lieb und die waren auch ganz vertraut mit ihr, und wenn sie ihnen Profamen vor's Fenster streute, so flogen sie in Schaaeren herbei, und pickten dieselben sogar aus ihren Händen. Da sprach einmal die fromme Seele zu den Vögeln: „Wollt ihr denn nur immer nur gesüttert sein, und nicht auch etwas für den lieben Gott thun, der euch wie mir immer die Speise gibt. Ihr seid gute Säger, ihr müßt Ihm zu Ehren einmal singen.“ Die Vögelein kamen dann wirklich als es Weihnacht geworden zu dem Kirchlein geflogen, in welchem ein Krippelein errichtet war, und

fangen und pflissen und zwischerten da so gut sie es konnten, so daß Schwester Ursula von Herzen erfreut war. Nun ist das Kirchlein in der Au zu klein geworden und auch sonst schadhast und übel gelegen und wollte man gern ein größeres bauen; aber — die Leser merken schon was ich sagen will und was fehlt, nämlich nicht sowohl an diesem Säge, sondern an dem was zu einem Kirchenbau nöthig ist.

Mehr sage ich für dieses Jahr nicht. Wer geschaid ist, Geld und Gut hat und etwas Gutes thun will, der versicht mich schon heuer.





10 Fuß Wasser im Kielraum befanden. Die ganze Mannschaft und die Passagiere, — bei der Ausfahrt waren es 164 gewesen — wurden jetzt in den Salon gerufen und der Obersteuermann theilte ihnen mit, daß er Alles gethan, was in seinen Kräften gestanden habe, um das Schiff zu retten, allein es sei vergebens, das Schiff sei jetzt ein Spiel der Wogen. Diese Ankündigung machte besonders auf die Frauen und die Kinder einen furchtbaren Eindruck und es erhob sich ein allgemeines Jammergeschrei. Bald darauf traf eine furchtbare Sturzwoge den Salon auf der Steuerbordseite, zertrümmerte ihn bis zu der andern Seite, und rief mehr als hundert Menschen in die wüthende See. Kurz vorher hatte ein Herr Henry Joy, Major in der Ber. Staaten Armee, einen Theil der Mannschaft und der Passagiere überredet, im Schiffsraum größere Sicherheit zu suchen und nur dieser Umstand hatte es verhindert, daß nicht alle an Bord Befindlichen ins Meer hinabgerissen worden waren. Jener Major sprang sofort nebst zwei Matrosen aus dem Schiffsraum empor und während er selbst sich in's Meer warf, um einige der Unglücklichen zu retten, bemühten sich auch die Matrosen, zu denen sich später auch noch ihre Kameraden gesellten, durch Herabwerfen von Tauen die mit den Wogen Ringenden auf's Schiff heraufzuziehen. Auf diese Weise wurden über vierzig Menschen gerettet. Da der Obersteuermann in Folge eines Falls vom Vorderkastell befinnungslos geworden war, und mehrere Stunden so blieb, so ward dem Major Joy das Commando anvertraut, und da dieser bei Untersuchung des Schiffes 12 Fuß Wasser im Kielraum fand und sah, daß das Schiff bald würde sinken müssen, so befahl er den Matrosen, aus allem, was sie von Holzgegenständen vorfanden, Flöße zu machen und dieselben fest zusammenzubinden, und zugleich ließ man Raketen steigen und feuerte Nothschüsse ab, allein es kam kein Schiff zur Rettung herbei. Gegen Morgen ward die Steuerbordseite eingeschlagen und nun fing das Schiff an zu sinken. Es wurden jetzt rasch die Flöße herabgelassen

und 10 Minuten, nachdem Alle sich darauf befanden, ging das Schiff unter. Auf den Flößen, die fest mit einander verbunden waren, blieben die Ueberlebenden zwei Tage und drei Nächte, bis endlich eine französische Barkte sie rettete und sie im kläglichsten Zustande in Boulogne landete. Auf den Flößen waren noch mehrere in Folge der Kälte und der Beschwerden gestorben und andere waren über Bord gesprungen. Im Ganzen sind 132 Personen un-  
gekommen.

### Der Antiquar.

Bilder, wie das hier beigegebene, bedürfen für verständige Leser und Betrachter, eigentlich gar keiner Erklärung, sie erklären sich selber; die Person, ihre Miene, Stellung, Kleidung und alles Beiwerk bis auf die geringsten Gegenstände spricht für sich selbst, bezieht sich auf Einen Punkt, hilft das Eine Gemälde vollenden, und dennoch list man nicht ungern eine geschriebene Erklärung, worin sich, nebst dem was man sich selbst bei dem Bilde gedacht hat, zuweilen auch noch anders findet, was übersehen wurde.

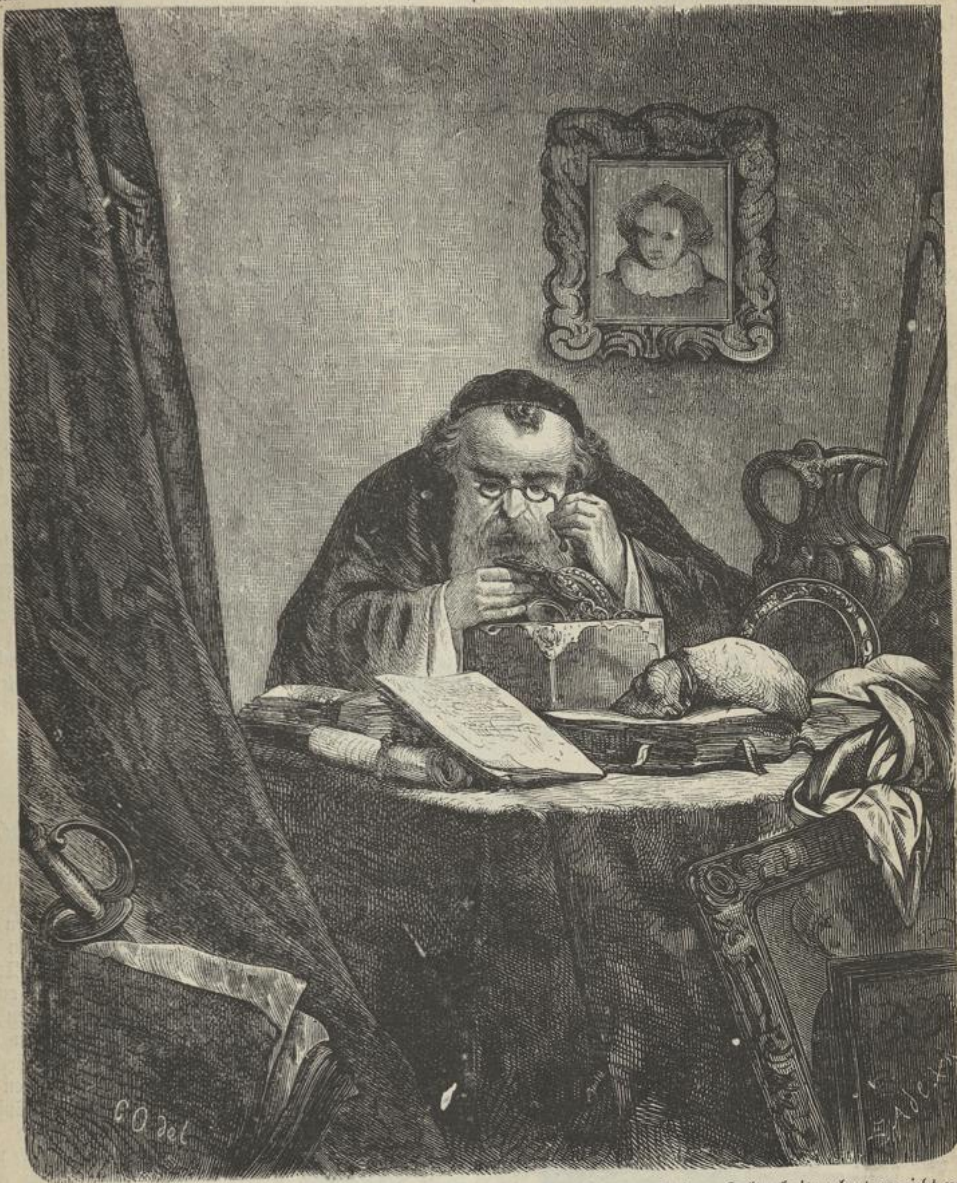
Da sieht er, der Antiquar, der Alterthümer, der leidenschaftliche Freund des Seltenen, des Hinfälligen, Verrosteten, außer Gebrauch Gekommenen, von der Zeit übel Zugerichteten. Da sieht er unter seinen Antiquitäten, selbst eine Antiquität geworden, verrostet, eingetrodnet, schabhaft von Außen und Innen und darum in dies abgelegene, enge Magazin verbannt.

Da stehen antike Krüge, die seit zweitausend Jahren keinen Wein gesehen, der Alte sieht auch keinen; da stehen ruhig und friedlich alte Degen und Halebarden, von deren frühem Gebrauch der Alte nicht träumt; da liegen Schriften und Pergamentrollen, der Alte begnügt sich, den Titel zu kennen, sind die Schriften noch so toll und hirnwüthig, darauf kommt's nicht an, wenn sie nur alt sind und selten. Am Boden stehen kostbare Gemälde, alles echte Originale großer Meister, das Werthvollste derselben hängt

an der Wand, das Porträt des Ubrahns unsers Eremiten, der soeben mit einer hochwichtigen Untersuchung beschäftigt ist. Es handelt sich um Echtheit oder Unechtheit, Sein oder Nichtsein, edler Steine. „Das ist die Frage.“ In Verbindung damit steht die Geldtase auf dem Tische liegend und die reelle Bedeutung desselben sinnbildend, denn

hier scheint nur Geld als solches, als Besitz geltend, nicht aber dessen Gebrauch. Auffallend ist es jedenfalls, daß die kostbaren Juwelen mit einer so schadhafsten, einbeinigen Brille untersucht werden.

Wer nun erst die Geschichte aller dieser Dinge kannte, wer es wüßte wie und auf welchem Wege sie in die Hände



des glücklichen Besitzers gekommen sind und sich hier zusammengefunden haben! Hierüber äußert sich der Antiquar in der Regel nicht leicht, und ein Glück für ihn mag es in vielen Fällen sein, daß die Schätze vor lauter Alter nicht reden können.

Er selbst hat meistens auch eine interessante Geschichte und wahrscheinlich im Leben Manches durchgemacht, bis er zu die-

sem Berufe kam. Seinen Seltenheiten legt er nicht nur einen unermesslichen Werth bei, sondern schildert denselben auch mit solcher Wärme, Begeisterung und Beredsamkeit, daß selbst ein Kenner getäuscht werden möchte. Ich erinnere mich hiebei an ein kleines Abenteuer, das mir in Rom begegnete.

Eines Tages flüchtete ich bei starkem Regen in die Kirche della Pace und betrachtete dort, um die Zeit

nicht zu verlieren, die von Rafael gemalten, prächtigen Sphillen. Wie ich so eine Zeit lang gestanden war, nähert sich mir ein kleines graues Männlein, mit scharf markirten Zügen, starken Augenbraunen und fixirte mich. — Was soll das werden? dachte ich. Das Männlein sagte: Sie scheinen Liebhaber und Kenner von Kunstwerken zu sein. — Nun ja, wenigstens Liebhaber. — Sie lieben besonders Rafael, den unsterblichen Rafael! — Nun ja, was wollen Sie denn? Darauf begann er eine Menge kritischer Bemerkungen über diesen großen Meister zu machen und sagte am Ende mit geheimnißvoller Miene: Ich will Ihnen etwas anvertrauen, Sie werden erstaunen, ich selbst besitze mehrere und durchaus echte und unschätzbare Werke Rafaels. Dann machte er mir eine weilläufige Beschreibung derselben und gab mir am Ende eine geschriebene Liste der kostbaren Bilder, mit der Bitte, ich möchte ihn doch in seiner Wohnung besuchen, um diese Schätze dort zu bewundern. Gasse, Haus und Stiege nannte er.

Aus Spaß ging ich am folgenden Tage zu diesem Herrn, er hieß Sylvestri und bewohnte nahe der Engelbrücke das oberste Stockwerk eines schmalen, aber sehr hohen Hauses. Auf der letzten Treppe angelangt, die mit einer Thüre verschlossen war, klingelte ich. Nach einiger Zeit ging ein etwa Hand-großes vergittertes Thürchen auf, und es erschien hinter demselben eine Sibylle, doch keine von Rafael und fragte, was ich wolle. Als ich mich gehörig auswies, öffnete sie und führte mich durch einen engen Gang in die Wohnstube, wo ich meinen Mann richtig antraf, der mich gravitatisch grüßte und auf einem mitten im Zimmer stehenden lebernen Lehnstuhl Platz zu nehmen bat. Das Zimmer war ausgerüstet so ungefähr, wie das auf unserm Holzschnitt geschilderte, das merkwürdigste aber waren drei Staffeleien, oder vielmehr die auf denselben in's beste Licht gestellten drei Rafaels, von denen aber zwei noch von seidnen Vorhängen verhüllt waren.

Wir schwiegen beide, ich vor ästhetischer Andacht, der

glückliche Besitzer, der sich an dieser meiner Andacht weidete. Dann schob er sorgfältig die Vorhänge weg und blickte wieder nach mir mit triumphirendem Blicke, nahm dann ein Stäbchen und begann mit Enthusiasmus die drei Kunstwerke zu erklären.

Es waren zwei kleine Gemälde, Engeltänze vorstellend, und ein drittes größeres, Kopie des Propheten Jeremias in der Augustinerkirche zu Rom. Es ist unglaublich, wie Vieles der glückliche Besitzer in diesen Bildern zu finden und zu erklären wußte. Jeder Strich, jede Verzierung, jede Falte hatte da ihre eigene Bedeutung und dabei mischte sich seliges Lächeln mit Thränen der Wehmuth und Rührung, so daß ich anstatt der Gemälde nur immer sprachlos den Erklärer ansah und anstaunte. Ich pries ihn glücklich, daß er solche Schätze besitze — obschon ich deren Werth trotz aller Schilderung noch nicht herauszufinden wußte — und fand es sehr natürlich, daß er sie in so hohen Ehren halte und um keinen Preis weggebe. Auf diese letzte Bemerkung, deutete er an, er würde den Schatz am Ende doch verkaufen, besonders, wenn er die Veruhigung hätte, daß er in die Hand eines solchen Kenners kommen würde. Aber, fragte ich, können Sie mir einen annähernden Preis bestimmen? Ihnen, mein Heuerster, erlasse ich die zwei kleinern für 24,000 Dublonen, das größere, der Jeremias nämlich, käme dann freilich auf eine Million. Das warf er nur so hin, als sei es eine Bagatelle. Ich erklärte, leider sei ich für einmal nicht im Fall, über solche Summen zu disponiren, was er auch zu begreifen schien, aber meinte, ich kenne doch gewiß hier in Rom viele große und reiche Herren, und bat, wenn ich solche treffe, möchte ich doch ein Wort von und zu Gunsten seiner Rafaels sprechen. Dazwischen erklärte er mir das Porträt eines Onkels, der jung gestorben sei, und dabei weinte er bitterlich, obschon der Onkel schon bei fünfzig Jahren todt war. Die Sache wurde mir jetzt allmählig zu tragisch und ich fand für gut, die Retirade anzutreten, sah auch seitdem den Herrn Antiquarius und seine drei Rafaels nicht wieder.

## Die Thiere während dem Erdbeben.

In einer Beschreibung des Erdbebens, das den 18. Herbstmonat 1601 in Luzern und Unterwalden große Verheerung anrichtete, wird in treuherziger Sprache erzählt, wie sich dabei die Thiere benahmen. Diese unvernünftigen Geschöpfe haben bekauntlich für dergleichen Erscheinungen im Naturleben oft schärfere Sinne als ihre Herren, die Menschen. Hier folgt der Bericht des Augenzeugen mörtlich, und in der Sprachweise nur wenig geändert und verständlicher gemacht.



„So ist auch dies mit minder wunderfam und furchtjam (furchtbar) zu sehen und zu hören güt, daß man in dieser wählender Trübsal gesehen, daß auch die unvernünftigen, jedoch lebenden Creaturen, das Bych, ja auch die kleinen Thierlein, als die Spinnen, Mäusen, und ander dergleichen sich uf das höchst hierob enstet, erschroden und einAnzeig geben, gleichsam als ob si den Zorn Gottes ustrulentlich merkend. Denn in der Statt hat man die Hund gesehen durch die Gassen hin und

har und gegen den Thoren (die aber beschloßen waren) laufen, wären gern usßer gewesen, mit Hülen und Geschrei. Item die kleinen tierlich (wie gemeldt), daß ich auch selbst wargenommen, haben ihre Nester und Stationes verlassen und sich verborgen, und andere Derter usserhalb der Hüferrn ingenommen. Item die Kaymüs, die ich täglich tags und nachts in meiner Behujung gespürt und gehört, haben sich in halber Jahresfrist gar nit, und darnach selten mehr hören lassen. (S. die Abbildung.)

Desgljchen uf dem Land, hunderlich aber Undermalben und andern gebirgigten, allpigen Orten hat man gesehen und gehört, das Rindervieh in Alpen, Weiden und Bergen hin und wieder zusammenlaufen mit jämmerlichem Geschrei, Blären und Brüllen wider alle Natur und Gewohnheit, gleich als wollten si die Menschen auch zu trauren und Klagen wecken."

### Auch ein Frühlingsgesang.

Chor. Jetzt pack' er sich zum Land hinaus,  
Er unverschämter, kalter  
Herr Winter, seine Zeit ist aus,  
March fort, verhafter Alter.



Frosch. Ja geh' nur fort mit Sack und Pack,  
Das Eis ist eingebrochen,  
Wir singen wieder quak, quak, quak,  
Seit wir hervor gefrohen.

Chor. Jetzt pack' er sich zc.

Bäclein. Ruhe! gelöset ist das Band,  
Hab' lange sitzen müssen,  
Darf wieder wandern durch das Land,  
Am Ufer Blümlein küssen.

Chor. Jetzt pack' er sich zc.

Storch. Ich komm' in schnellem Flügeltrapp  
Aus Süden hergestiegen,

Gehorsamt meldend: Klap, klap, klap,  
Der Lenz ist eingezogen.

Chor. Jetzt pack' er sich zc.

Sonne. Was ist's, Herr Winter flieht er schon?  
Bin kaum ja aufgestiegen.  
Ich dachte mir's, er lauf' davon  
Und ich werd' endlich siegen.

Chor. Jetzt pack' er sich zc.

Vogeltrio. Von Taube, Lerche, Nachtigall  
Wird ein Concert gegeben:  
Vernehmt den süßen Jubelschall:  
Der junge Lenz soll leben!

Baum u. Strauch. Er kommt, jetzt freu dich grünes Haus.  
Heraus, ihr dürst es wagen,  
Nun Blatt und Blüthe, schießt heraus!  
Nur tüchtig ausgeschlagen.

Chor. Jetzt pack' er sich zc.

Kinder. Fort, saurer Alter, fort mit dir,  
Mußt endlich von uns scheiden,  
Das Jahr ist wieder jung wie wir  
Und bringt uns tausend Freuden.

Allgem. Chor. Jetzt pack' er sich zc.

### Erste Erscheinungen katholischen Lebens in Amerika.

Die erste katholische Kirche im jetzigen Gebiete der Ver. Staaten wurde in St. Augustine, Florida, 1565 gegründet.

Der erste katholische Bischof in Amerika überhaupt war John Suarez, als Bischof von Rio de Palmas 1528 ernannt.

Die ersten katholischen Priester, welche das gegenwärtige Gebiet der Ver. Staaten betraten, waren Franciscaner-Väter, John Suarez und seine Begleiter, die am 16. April 1528 in Pensacola landeten.

Die ersten katholischen Priester, welche auf ihrer Mission in diesem Lande das Leben opferten, sind, so weit bekannt, John Suarez und N. Asturino, ein Weltpriester.

Das erste Buch, welches in der neuen Welt gedruckt wurde, war der "Spiritual Ladder of St. John Climacus", gedruckt in Mexico 1535, bei S. Pablos.

Das erste in diesem Lande von einem regelmässigen Buchhändler herausgegebene katholische Buch war "Relves'r History of the Old and New Testament," erschienen bei C. Talbot, Philadelphia, 1784.

Die erste katholische Bibel in diesem Lande ward von (Matthew) Carey, Stewart & Co., Philadelphia 1790, herausgegeben.

Die erste Ausgabe der "Nachfolge Christi" in diesem Lande war eine protestantische, erschienen zu Germantown 1749.

Das erste in diesem Lande gegründete Frauenkloster war das Kloster der Ursulinerinnen zu New Orleans 1727.

Der Entdecker der Salzquellen zu Onondaga, N.-Y., war der Jesuitenvater, Simon le Moyne, im Jahre 1654.

Der erste, welcher auf die Mineralquellen am Erie-see aufmerksam machte, war der Franciscaner Jos. de la Roche d'Allion, 1627.

Einer der Ersten, welcher die Kupferminen am Superiorsee bearbeitete, war ein Jesuiten-Frater.

Die erste Ladung Weizen, welche den Mississippi hinunter von Illinois versandt wurde, war das Produkt einer Jesuitenmission.

Das erste Zuckerrohr in New-Orleans wurde von Jesuiten gezogen.

Der erste für die Ver. Staaten consecrirte Bischof war Hochw'ler John Carroll, consecrirt in Bullmorth Castle, England, 1790.

Die erste Diöcesansynode ward in Baltimore, 1791 gehalten.

Der erste in den Ver. Staaten consecrirte Bischof war Hochw'ler Leonard Neale, consecrirt am 7. Dez. 1800.

Der erste in den Ver. Staaten ordinirte Priester war Rev. Stephan P. Babin, ord. 25. Mai 1793.

Das erste westlich von den Alleghanies gedruckte Buch war "The Epistles and Gospels in French et English", erschienen bei T. Mettey in Detroit 1812.

### Neuester Humbug.

Humbug — ein unübersehbares Wort, und doch für Jedermann verständlich, tritt täglich in neuen Formen zu Tage. Eine der interessantesten Erscheinungen auf diesem Gebiete sind die sogenannten Geister-Photographien. Am 16. April 1869 erschien vor dem Polizeirichter Dowling in den New-Yorker Tomleo der Photograph Nummer unter der Anklage des Schwindels durch vorgebliches Photographieren von Geistern. Der Leser wird staunen zu vernehmen, daß ein ganz ernsthafter Prozeß daraus entstand, der Jahr und Tag dauern kann. Als nämlich der Richter Miene machte, den Angeklagten zu den andern verurtheilten Schwindlern zu schicken, traten einige angesehene Bürger vor die Schranken und boten Bürgschaft an, und ein ehemaliger Richter, Namens Edwards, erklärte als Verttheidiger, daß er ein paar Duzend Zeugen vorladen werde, um zu beweisen, daß nicht nur in New-York, sondern auch in Boston und Buffalo Geister photographirt worden seien. Irgend Jemand verlangte das Bild eines Verstorbenen zu sehen, und der Photograph soll es ohne anderes Portrait produziren. Natürlich beruht Alles auf Sinnentäuschung. Uebrigens ist dieser neueste Humbug ein würdiges Seitenstück der Spiritualistenkunststücke, die hier in den elegantesten Kreisen ausgeführt werden.

### Importirte Schmarozer.

Kein Leser des Kalenders verwundert sich darüber, daß Kanarienvögel, Papageien, Pfauen aus weit entfernten Ländern über Meer versandt werden, die einen um durch ihren muntern Gesang und lustiges Geplauder, die andern um durch ihre prächtige Figur die Leute zu ergöhen. Aber daß Sperlinge über den Ocean gebracht werden, müssen wir dem mit New-York nicht näher vertrauten Leser deutlicher nachweisen. In Europa gehören die zudringlichen "Spazzen" nicht eben zu den Lieblingen der Leute; gespensterhafte Puppen verschrecken die gefräßigen Gefellen aus den Gärten und oft mordet eine ungegogene Jugend die armen Thierchen schaaarenweise hin. Etwa einen Naturforscher ausgenommen, der nachzurechnen weiß, wie viel Insecten und anderes Ungeziefer der Sperling vertilgt; diesen Freund ausgenommen, hat derselbe

schwerlich einen andern. Wie ganz anders in der neuen Welt! Da blüht den verachteten Spazzen eine herrliche Zukunft. Da läßt man sie nicht nur frei zwitschern, man baut ihnen sogar Häuser und füttert sie so reichlich, daß die Armen auf der Straße neidisch werden mögen. Wie mag es so kommen? fragt der geneigte Leser und ist vielleicht mit der Vermuthung bei der Hand, es sei hier wohl eine Caprice des Amerikaners im Spiel. Weit entfernt: des Amerikaners praktischer Sinn beweist sich da wieder. Bekanntlich fehlt es in New-York nicht an hübschen Parks und an Bäumen an den Straßen. Statt des grünen Blätter Schmuckes strecken dieselben jedoch früher ihre dürren und laublosen Aeste aus; verderbliche Raupen und anderes Gethier hatten sie des natürlichen Schmuckes beraubt. Da fiel es einem reichen Bürger vor einigen Jahren ein, zweihundert der "draußen" so verpönten Spazzen nach den Ver. Staaten kommen zu lassen; sie langten hier glücklich an; ob sie an der Seckrantheit gelitten, ist im Tagebuch des Schiffsarztes nicht verzeichnet. Heute zählt das Volk der Sperlinge schon 10,000 Köpfe. Auf allen öffentlichen Parks machen sie sich lustig, überall, auch vor Privatwohnungen, baut man ihnen hölzerne Häuschen, worin sie Schutz vor dem Unwetter finden und ihr Nest bauen. Sogar ein Weihnachtsgeschenk brachten die Spazzenfreunde, indem sie im Union Square Park elegante Spazzenwohnungen bauten. Jung und Alt hat seine Freude am muntern Vogel und füttert denselben. Dafür ist der Sperling denn auch dankbar; er vertilgt fleißig Insecten und macht allen Raupen und Käfern den Krieg, welche die Knospen der Bäume und Pflanzen verheeren. Man ist dem verkannten Vogel erkenntlich dafür, und Gassenbuben, die sich erschrecken sollten, ihn zu verfolgen, würden bald den Knöppel des Polizisten spüren.

### Ländlich — fittlich.

Zu den Eigentümlichkeiten des amerikanischen Lebens gehören: das Temperenzwesen und die Vigilanz-Committees. Hierüber zwei markante Züge:

I. In einem der Neu England Staaten hatten die Frauen eines Städtchens Alles angewandt, um die einzige dort bestehende Schnappskneipe zu beseitigen; sie drohten dem Wirth, sie hielten ihren Männern Gardinen-Predigten — umsonst! Da machte eine Frau den Vorschlag, daß sie selbst in die Kneipe gehen wollen und zwar mit der Stricknadel bewaffnet. Eines Abends zu der Stunde, wo sich lieberliche Männer im Schnappsalon zu sammeln pflegten, nahm eine Gesellschaft von Frauen das Local in Beschlag; sie strickten emsig, und sieh, die Männer schämten sich. Aber der Wirth hatte keine Existenz mehr und zog weiter.

II. Wenn in Kentucky die Behörden gegenüber dem Gesindel zu schwach sind, dann treten die Vigilanz-Committees in die Schranken, d. h. Ausschüsse, welche vom soliden Theil der Bevölkerung ernannt werden mit Vollmacht richterlicher Gewalt, sogar über Leben und Tod. Wie weit deren Wirkungskreis geht, zeigt ein Vorfall im vorigen Jahre. In Bourbon County lebte ein Mann, der seine Familie liebedlich vernachlässigte. Er wird vom Vigilanz-Committee gemarrt; vergeblich. Darauf erschienen eines Abends maskirte Männer im Hause des Betreffenden, führen ihn in's Freie, binden ihn an einen Baum und messen ihm eine Anzahl Peitschenhiebe aus mit dem Bedeuten, daß demnächst die Anklage verdoppelt werde, sofern nicht besser für die Familie gesorgt werde.